Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, i der Expedition abgegeben werden.

Nr. 254. Mittwoch, den 29. Oktober 1913. 20. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt“.

Die Bauern als Wähler.

Der Gegensatz zwischen kartellierten Unternehmern und Arbeitern wird auf dem platten Lande immer größer. Der Bauer ist eben Eigentümer, den eine Welt vom Proletarier scheidet. Das trat schon bei den Reichstagswahlen klar zutage.

In dem neuesten Band der „Zeitschrift für Politik“ bringt H. L. Roloff eine Untersuchung über das Verhältnis zwischen der bäuerlichen Bevölkerung und den politischen Parteien in Deutschland und Frankreich. Er scheidet die „bäuerlichen Wahlkreise“ aus, in denen die Anzahl der bäuerlichen Betriebe (von 3 bis 50 Hektar) mehr als 25 Prozent der Anzahl der Wahlberechtigten beträgt. Nebenbei, würde man auch die Betriebe mit bis 3 Hektar Land hinzurechnen, so machten die Bauern mehr als 40 Prozent aller Wahlberechtigten aus. Von jenen Reichstagswahlkreisen gibt es 63, davon 31 in Bayern, 19 in Preußen, 6 in Württemberg, 3 in Baden und je einen in Oldenburg, Hessen-Darmstadt, Waldeck und Elsaß-Lothringen. Diese Wahlkreise nun sind durch folgende Parteien im Reichstage vertreten:

Zentrum	mit	37	bäuerlichen	Wahlkreisen
Konservative und Reichspartei	„	5	„	„
Antisemiten	„	3	„	„
Bund der Landwirte	„	2	„	„
Zus. reaktionäre Parteien	mit	47	bäuerlichen	Wahlkreisen
Nationalliberale	„	4	„	„
Bayer. Bauernb.	„	2	„	„
Deutscher Bauernbund	„	2	„	„
Zus. mäßig-agrar. Parteien	mit	8	bäuerlichen	Wahlkreisen
Fortschr. Volksp.	„	4	„	„
Welfen	„	3	„	„
Dänen	„	1	„	„
Zus. liberale Parteien	mit	8	bäuerlichen	Wahlkreisen

In katholischen Gegenden beherrscht also die bäuerlichen Wahlkreise das Zentrum, in den protestantischen die reaktionären Parteien, sowie die gemäßigten agrarischen Parteien. Im Grunde genommen unterscheiden sich aber der Bauernbund und noch weniger die nationalliberale Partei, die auch für Agrarzölle eintritt, kaum von den reaktionären Parteien. Damit ist der Beweis geliefert, daß das Gros der Bauernschaft nicht nur zum Sozialismus, sondern selbst zum Fortschritt feindlich steht. Und diese Stimmung wird wachsen mit der Steigerung der Preise für agrarische Erzeugnisse. Mit dem Essen kommt der Appetit. Wer von der Ausbeutung genießt, der wird immer anspruchsvoller.

In Frankreich stimmt der größte Teil der Bauern noch für den „Radikalismus“. Die rechtsstehenden Parteien besitzen 67 bäuerliche Wahlkreise; ebensoviel die Republikaner, dagegen die Radikalen und Radikalsozialisten 142 bäuerliche Wahlkreise. Dort liegen die Verhältnisse etwas anders als in Deutschland. Die Konservativen sind dort die Parteien des Finanzkapitals, können deshalb die Bauern nicht an sich fesseln. Aber auch in Frankreich stimmen die Bauern nicht für die Sozialisten, die auf dem platten Lande bloß dort siegen, wo die Landarbeiter zahlreich vertreten sind. Selbst in Frankreich also, wo die Klassengegensätze noch bei weitem nicht so scharf ausgeprägt sind, wie in Deutschland, sind die Bauern antisozialistisch.

Die deutschen Liberalen mögen hoffen, in der Zukunft auch die deutschen Bauern für sich zu gewinnen. Sie treten daher für die innere Kolonisation ein, in der sie ein Ködermittel für die Bauern erblicken. Die deutsche Sozialdemokratie hat politisch von der inneren Kolonisation wenig zu erwarten.

Man darf eben nicht vergessen, daß mit der Intensivierung des Betriebs die Zahl der Arbeiter auch in den bäuerlichen Betrieben steigt, daß die Bauern eben deshalb immer mehr arbeiterfeindlich werden müssen. Die Bauern wollen nicht nur keine Schutzgesetzgebung für die ländlichen Arbeiter, sondern möchten auch die städtischen Arbeiter hindern, ihr Los zu verbessern, damit die Abwanderung der ländlichen Arbeiter nach der Stadt nicht gefördert wird. Sie treten jetzt in Bayern auch gegen die Arbeitslosenversicherung auf. Darin liegt nicht zuletzt der Stimmungswechsel im Zentrum, das immer mehr ins reaktionäre Fahrwasser gerät. In der Schweiz weiß man schon längst, daß die „mittleren“ Bauern ausgesprochene Gegner der Arbeiterschaft sind. Jetzt wird dies immer deutlicher auch in Deutschland.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Besoldungsreform.

Dem Reichstage soll gleich bei seinem Zusammentritt eine Besoldungsreform zugehen. Die Deckung soll durch eine Besteuerung der Rennwetten beschafft werden. Vermutlich handelt es sich bei dieser Reform um die Wiedereinführung der vom Reichstage abgelehnten Ostmarkenzulagen. Die Zulage soll an alle Beamten gezahlt werden, die in gemischtsprachigen Gebieten Dienst zu leisten haben. Auch mit dieser maskierten Ostmarkenzulage wird die Regierung im Reichstage kein Glück haben.

Hansabund und Arbeitswilligenschutz.

Der Geschäftsführer des Hansabundes, Freiherr von Richthofen, sprach in Köln in einer großen öffentlichen Versammlung über die Richtlinien des Hansabundes, wobei er über den Schutz der Arbeitswilligen ausführte, der Schutz der Arbeitswilligen könne durch technische Maßnahmen auf Grund einer allgemeinen Instruktion, die im Bundesrat auszuarbeiten sei, erfolgen. Ein weiteres Mittel zum Schutz der Arbeitswilligen sei eine Beschleunigung des Strafverfahrens und Anwendung der Strafbestimmungen gegen Terorismus und Boykott, nicht aber ein Ausnahmegesetz.

Handel- und Industrierat des Zentrums.

Um eine stärkere Fühlung zwischen Zentrum und den der Partei angehörenden Kreisen der verschiedenen Industrien und des Großhandels herbeizuführen, hat sich nach der „Kölnischen Volkszeitung“ am 24. Oktober in Köln ein Handel- und Industrierat der rheinischen Zentrumspartei konstituiert. Es wurde ein Ausschuß von 7 Mitgliedern eingesetzt, der sich mit den einzelnen industriellen Fragen beschäftigen soll.

Eine neue lex Heinze?

Wie die „Post“ erfährt, ist dem Bundesrat der Gesetzentwurf zur Bekämpfung der Schundliteratur bereits zugegangen. Leider erfährt man keine Einzelheiten über den Inhalt des Entwurfs. So wünschenswert eine Bekämpfung der Schundliteratur, die Geist und Gemüt vergiftet, unstreitig ist, so vorsichtig muß man sein, wenn diese Bekämpfung in die Hände der Polizei gelegt werden soll. Man wird sich daher den Entwurf, wenn er an den Reichstag kommt, erst recht genau ansehen müssen.

Ein neuer Wahlrechtsvorschlag.

Graf zu Stolberg-Wernigerode, der Sohn des verstorbenen Reichstagspräsidenten, tritt in einer Schrift für eine Reform des preußischen Wahlrechts ein und zwar will er ein Stände-Wahlrecht geschaffen wissen. Die Wähler sollen in acht Stände eingeteilt werden und zwar in den Stand der Großgrundbesitzer, der Kleingrundbesitzer, der Großgewerbetreibenden, der Kleingewerbetreibenden, der Beamten, der Studierten, der sonstigen nicht mit der Hand arbeitenden Männer und endlich der Arbeiter. Durch die Stände werden die Kreistage gewählt; aus den Kreistagen setzen sich die Provinziallandtage zusammen, und aus den Provinziallandtagen wird das Abgeordnetenhaus gebildet.

Eine ernsthafte Würdigung verdient dieser Vorschlag natürlich nicht, der Graf gibt damit zu erkennen, daß er Ansichten hegt, die in einer längst vergangenen Zeit wurzeln.

Ultramontane Wahlsitten.

Bürgerliche Blätter in Baden veröffentlichen eine Anweisung, die an die Vertrauensleute des badischen Zentrums ergangen ist und in der es u. a. heißt:

„Im einzelnen obliegt jedem Vertrauensmann die Aufgabe, zu „rekognoszieren“. Ohne gute Beobachtung des Feindes ist eine erfolgreiche politische Arbeit nicht möglich. Daher gilt es, Augen und Ohren offen zu halten, dagegen Mund zu gegen Lauscher, insbesondere bei Eisenbahnfahrten und auch im Wirtshaus. Die gemachten Beobachtungen müssen alsbald an den Vorsitzenden weitergegeben werden, sonst sind sie wertlos.“

Die Spitzelei in den Dienst des Wahlkampfes gestellt zu haben, ist eine Errungenschaft, auf die das Zentrum keinen Anlaß hat, besonders stolz zu sein.

Die Fleisch-Enquetekommission

trat am Dienstag im Reichsamt des Innern zu ihrer Schlußsitzung zusammen. Zur Erleichterung der Beratungen lag eine im Reichsamt des Innern zusammengestellte, systematisch geordnete Übersicht der Sachverständigengutachten vor. Ferner hatte die Unterkommission das von ihr an acht Viehmärkten Deutschlands gesammelte Material über die Preise vom Stall bis zum Verkauf auf dem Viehhof und den Anteil, aus dem sich die Preisdifferenzen zusammensetzen, vorgelegt. Auch seitens des Reichsamtes des Innern sind noch Materialhefte zusammengestellt worden, enthaltend u. a. die Schlacht- und Viehhofetats einer Reihe größerer Städte, ferner Beispiele von Preistafeln aus Metzgerläden von süddeutschen Städten, die diese Preisbekanntmachungen anordnenden Vorschriften, sowie Kurven des Auftriebs und der Preise für Schweine von 1911 bis 1913 an sechs großen Viehmärkten Deutschlands. Ferner lag eine Übersicht über die Einfuhrmengen des von Städten im Herbst 1912 und Frühjahr 1913 bezogenen Fleisches und Viehes vor.

Über die Art der Verhandlungen selbst wird mitgeteilt: „Die Verhandlungen verlaufen in der Art, daß für jeden Punkt der Tagesordnung mehrere Referenten aus den Kommissionsmitgliedern bestellt sind. Aus den bisherigen Verhandlungen haben sich als Hauptpunkte ergeben die Fragen über den Verlauf des Viehhandels, die Verhinderung der Schlachtung unreifer Kälber, den Einfluß des Kreditwesens mit seinen wirtschaftlichen Abhängigkeiten und die Lage des Fleischergewerbes. Dann werden behandelt der Einfluß der mannigfaltigen Gebühren auf die Preisbildung, die Versuche, mit Stadtverwaltungen zum Abschluß mehrjähriger Lieferungsverträge für Schweine zu gelangen, ferner die Erfahrungen der Städte mit den sog. Notstandsmaßnahmen seit dem Herbste 1912. Später soll der Wert eines Anschlags der Preise im Metzgerladen besprochen, endlich statistische Fragen und verschiedenartige Anregungen zur Erörterung gestellt werden. Den Abschluß wird die Frage nach der Veröffentlichung des gesamten Materials bilden.“

Die Einberufung des preußischen Landtags.

Das Dreiklassenparlament wird am 8. Januar 1914 zusammentreten. Von größeren Vorlagen werden dem Landtage zugehen: Das Fischereigesetz, das Parzellierungsgesetz und ein Fideikommißgesetz. Dagegen ist es noch fraglich, ob dem Landtage auch das Wohnungsgesetz noch in der kommenden Session zugehen wird.

Keine Arbeitslosenversicherung.

Wie die „Berl. Volksztg.“ erfährt, wird der Reichskanzler oder in seinem Auftrage der Staatssekretär des Reichsamts des Innern sich auf die sozialdemokratische Interpellation über die Einführung der Arbeitslosenversicherung ablehnend äußern. Unter den Regierungen der Bundesstaaten herrsche Übereinstimmung darüber, daß „aus verschiedenen Gründen“ an die Verwirklichung einer so großen gesetzgeberischen Aufgabe jetzt nicht herangetreten werden könne.

Wenn es sich um neue Forderungen für Heer und Flotte handeln würde, dann könnte heute schon mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß der betr. Staatssekretär oder Minister sich in zustimmendem Sinne äußern würde. Hier handelt es sich aber um die Arbeitslosen und für die hat man im „Lande der Sozialpolitik“ nichts übrig. Arbeiter, merkt Euch das.

Zur bayerischen Königsfrage.

Die Reichsräte haben in ihrer am Montag nach Schluß der Sitzung stattgefundenen vertraulichen Besprechung in ihrer großen Mehrheit sich dahin verständigt, ihre früheren legitimistischen Bedenken aufzugeben und die Beendigung der Regentschaft in der von der Regierung vorgeschlagenen Weise zu genehmigen. Eine Regierungsvorlage an den Landtag steht unmittelbar bevor.

Aus dem bayerischen Landtage.

Unter dem großen Andrang des Publikums begann Dienstagnachmittag die Verhandlung über die liberale Interpellation wegen der Gründung der Staatszeitung. Vorher verkündete der Präsident den Eingang der Königsvorlage, deren Wortlaut er verlas. Die Vorlage und ihre Begründung bringt nichts Neues. Es wird folgende Ergänzung der Verfassung verlangt:

„Ist die Reichsverwesung wegen eines körperlichen oder geistigen Gebrechens des Königs, das ihn an der Ausübung hindert, eingetreten und besteht nach Ablauf von zehn Jahren keine Aussicht, daß der König regierungsfähig wird, so kann der Regent die Regentschaft für beendigt und den Thron als erledigt erklären. Der Landtag ist unverzüglich einzuberufen; es sind ihm die Gründe, aus denen sich die dauernde Regierungsunfähigkeit ergibt, zur Zustimmung anzuzeigen.“

Die Vorlage wird bereits am Donnerstag in zwei Lesungen von der Abgeordnetenkammer erledigt werden.

Die Interpellation über die Staatszeitung begründete der liberale Abg. Thoma in einer vielfach von stürmischem Beifall unterbrochenen, äußerst scharfen Anklagerede gegen das System Hertling, dem er schwere

Erschütterungen der Staats-Autorität durch diese Verbindung eines Amtsblattes mit einem kapitalistischen Privatunternehmen vorwarf, das unter vorsätzlicher Ausschaltung des Landtages gegründet wurde. Der Redner wies auf die Schröpfung hin durch die Zwangsinserate, die der Staatszeitung zu unerhört hohen Preisen zufließen; er warf der Staatszeitung unlauteren Wettbewerb vor. Der Ministerpräsident ist verantwortlich für diese Korrumpierung der öffentlichen Meinung, für das Odium dieser gesetzeswidrigen Gründung, für die Einbuße an Staatsautorität. — Der Ministerpräsident v. Hertling verlas eine lange Erwiderung, die auf die verschiedenen Vorwürfe des Interpellanten nicht einging, sondern sich mit der wiederholten Erklärung begnügte, die Staatszeitung sei notwendig geworden, weil die bayerische Regierung kein Organ zur Vertretung ihrer Politik gehabt habe und weil es ihr besonders unangenehm gewesen wäre, für Presseauslassungen von Parteiblättern zur Rechenschaft gezogen zu werden, zu denen sie in keiner Weise in Beziehung gestanden habe. — Danach ist also die Staatszeitung gegründet worden, weil das Ministerium Hertling nicht für die Zentrumspresse verantwortlich gemacht werden wollte. — Die Staatszeitung, meinte Hertling, sei nach dem Muster der württembergischen, sächsischen, badischen und hessischen Staatsanzeiger begründet worden. Er vergaß nur den Unterschied zu erwähnen, daß diese Staatsanzeiger innerhalb des staatlichen Etats verwaltet werden. Der offiziellen Antwort, die zumeist mit gleichmütigem Stillschweigen angehört, an einzelnen Stellen durch die Linke mit Gelächter unterbrochen wurde, fügte Hertling hinzu, auf eine Bemerkung Thomas über seine auswärtige Politik, er habe die ausgezeichnetsten Beziehungen zur Reichsleitung der auswärtigen Politik.

In der Debatte schilderte zunächst der Bauernbündler Eisenberger in humoristischer, viel belachter Rede die Nöte, die dieser Gemeindeschreck, das Wie, von dem man nicht wisse, was es eigentlich sei, den Gemeindebürgermeistern bereite. Er ersuchte, wenigstens das Zwangsabonnement für die Gemeinden aufzuheben. — Darauf versuchte Dr. Pichler eine Hilfsaktion des Zentrums für die Hertlingsche Gründung. — Die Debatte geht weiter.

Differenzen im badischen liberalen Block.

Die Nationalliberalen im Wahlkreise Lahr-Stadt haben beschlossen, sich dem Großblockabkommen nicht zu fügen. Sie wollen an ihrer Kandidatur Meyer, die sie zugunsten des Fortschrittlers zurückziehen sollten, festhalten, angeblich, weil der Fortschrittler nur 512, ihr Kandidat aber 973 Stimmen erhalten hat. Der sozialdemokratische Kandidat, Genosse Monsch, erhielt 759 Stimmen. Die Sozialdemokratie hat aber bekanntlich die Kandidatur zurückgezogen, um eine Einigung zustande zu bringen. Wenn die Fortschrittler jetzt in anderen Kreisen gegen die Nationalliberalen Vergeltung üben, dann dürfte der Großblock bei der Stichwahl am 30. Oktober schlecht abschneiden. Die Disziplin in nationalliberalen Kreisen muß im Laufe der letzten Zeit außerordentlich erschüttert worden sein, sonst wären die Vorgänge, wie sie sich bei der Hauptwahl schon zeigten und wie sie sich anscheinend im zweiten Wahlgang wiederholen sollen, nicht möglich.

Italien.

Wir marschieren. Von den Kammerwahlen sind bis jetzt 436 Ergebnisse bekannt. Gewählt sind: 205 Ministerielle, 46 Radikale, 16 verfassungstreue Oppositionelle, 25 Katholiken, 12 Republikaner, **30 radikale Sozialisten** und 18 reformierte Sozialisten. 84 Stichwahlen sind notwendig.

Rußland.

Der Rüstungswahnsinn. Die im Anschluß an die deutsche Heeresverstärkung im Juni dieses Jahres angekündigte Verstärkung der russischen Armee beginnt bereits zur Wirklichkeit zu werden. Das offizielle Informationsbureau kündigt an, das Kriegsministerium habe für die bevorstehende Session der Duma eine Vorlage ausgearbeitet, die die aktive Dienstzeit für die Mannschaften der Armee und Flotte für drei Monate und zwar vom 1. Januar bis 1. April verlängern soll. Begründet wird diese Vorlage damit, daß die westeuropäischen Staaten ihre Armeen verstärkt haben. Bis zur Inkrafttretung des neuen Gesetzes soll die Dienstzeit der Mannschaften schon in diesem Jahre vom 1. Oktober bis 1. Januar 1914 verlängert werden. Die Logik des Militarismus ist, wie ersichtlich, überall dieselbe. Bei der Begründung der deutschen Rüstungsvorlage wurde von den Anhängern der Heeresverstärkung u. a. „die russische Gefahr" an die Wand gemalt. Die Folge hiervon ist nun, daß Rußland seine militärischen Kräfte noch mehr verstärkt. Wie aus den Ankündigungen des Chefs des Generalstabs in der Duma im Juni dieses Jahres hervorgeht, sind außer der oben genannten Vorlage noch eine Reihe weiterer in Aussicht gelegt, die die Bildung neuer Truppenteile, die Verstärkung der Artillerie usw. bezwecken sollen. Daß die Maßnahmen verwirklicht werden, ist kaum zu bezweifeln, denn die reaktionäre russische Duma ist in ihrer Mehrheit nicht weniger militärfromm und willig, wie der deutsche Reichstag. Auch an Menschenmaterial mangelt es der russischen Regierung nicht, und die nötigen Mittel werden mit der Steuerschraube aus den arbeitenden Klassen herausgeholt. So geht das Wettrüsten, zur großen Genugtuung der Waffenfabrikanten und Rüstungslieferanten, immer weiter, und selbst die enragierten Anhänger der Rüstungsverstärkung in der russischen bürgerlichen Presse gestehen offen ein, daß man „kein besonderer Pessimist sein müsse, um zu sagen, daß wir wahrscheinlich vor einer jener riesenhaften Katastrophen stehen, die auf Jahrhunderte hinaus die politischen Schicksale der Völker bestimmen."

Amerika.

Die mexikanische Präsidenten-Wahl. In Washington liegt jetzt die Bestätigung vor, daß die Präsidentenwahl in Mexiko kein Ergebnis geliefert hat und daß das bisherige Regiment Huertas weitergeführt werden wird. Es soll jedoch ein Kongreß, der der Konstitution entsprechen wird, gewählt werden. Der neue Kongreß werde dann die Präsidentenwahl für nichtig erklären und ein neues Datum dafür festsetzen. Auf diese Weise hofft man in Mexiko, daß Präsident Wilson die neuen Wahlen anerkennen werde.

Wie ein Telegramm aus Mexiko meldet, haben die Aufständischen einen Militärzug in der Nähe von San Salvador in der Provinz Zacatecas mit Dynamit in die Luft gesprengt. 115 Soldaten sind tot, zahlreiche wurden verwundet.

Der neue Krupp-Prozeß.

In der Dienstagssitzung nahm sofort der Oberstaatsanwalt Dr. Chrescinski das Wort: Ich fühle mich genötigt, eine Berichtigung über die gestrigen Preßberichte zu machen. Ich habe mit dem gestern vernommenen Zeugen Hugenberg eine scharfe Auseinandersetzung gehabt und habe gesagt: Wehe den mittleren Beamten meines Ressorts, die ohne meine Genehmigung die Schweigepflicht verletzen. In einigen Zeitungen steht, ich hätte gesagt: Wehe den Subalternbeamten .... Das Wort „Subaltern" ist amtlich nicht mehr gebräuchlich. Es lag mir fern, in diesem verächtlichen Sinne von den mir unterstellten Beamten zu sprechen. Ich spreche die ausdrückliche Bitte an die Herren Vertreter der Presse aus, das zu berichtigen.

Es wird alsdann der frühere Berliner Generalvertreter der Firma Krupp, Wilhelm v. Metzen, unter Aussetzung der Vereidigung als Zeuge vernommen. Er bekundet auf Befragen des Vorsitzenden: Ich bin 1901 bei der Firma Krupp eingetreten und wurde in den verschiedensten Ressorts beschäftigt. Ich wurde 1905 nach Berlin versetzt, alsdann wieder zurückversetzt und 1909 als Leiter des Berliner Bureaus nach Berlin geschickt. Ich habe das Berliner Bureau vollständig neu organisieren müssen. Meine Tätigkeit bestand in der Hauptsache, Behörden zu besuchen, um zu erkunden, welche Lieferungen in Aussicht stehen. Herr Direktor Eccius sagte mir, als ich nach Berlin fuhr: Wir haben in Berlin einen Mann, der es versteht, unterirdische Nachrichten zu erhalten. — Vorsitzender: Das haben Sie bisher nicht gesagt. Sie gaben bisher nur an, daß Ihr Vorgänger, Herr v. Schütz, eine solche Aeußerung getan hat. — Zeuge: Auch Herr Direktor Eccius hat das gesagt. Der Ausdruck „unterirdisch" ist im übrigen bei der Firma Krupp gang und gäbe. Ich habe gegen die Tätigkeit Brandts sofort Bedenken gehabt, zumal er mir einmal die Konstruktion eines Geschützzünders zeigte. Ich gewann die Ueberzeugung, daß er davon nur Kenntnis auf illegalem Wege erlangt haben konnte. Brandt hat überhaupt eine Bureautätigkeit gar nicht ausgeübt, sondern seine Tätigkeit beschränkte sich lediglich auf Erhalt der Kornwalzer und deren Uebersendung nach Essen. Brandt legte mir außerdem einmal eine Liquidation über 200 Mark vor, die, soweit ich mich erinnere, von einem militärischen Beamten unterzeichnet war. Ich beanstandete die Liquidation und schrieb an Direktor Eccius, daß ich mit der Tätigkeit Brandts nicht einverstanden sei. Direktor Eccius antwortete, ich solle Brandt sagen, er soll mal auf einen Tag nach Essen kommen. Der Zeuge beginnt einige Auszüge von Briefen aus der Korrespondenz Eccius zu verlesen. — Vorsitzender: Haben Sie diese Briefe nicht im Original. — Zeuge: Jawohl. Sie liegen in meiner Wohnung. — Oberstaatsanwalt: Ich muß den Zeugen unterbrechen. Der Zeuge sagte in der Voruntersuchung, er werde den lückenlosen Beweis für die Schuld der Angeklagten führen. Jetzt überfällt er geradezu die Angeklagten mit ganz neuen Behauptungen. Ich kann mich mit den Auszügen dieser so wichtigen Korrespondenz nicht begnügen. Der Zeuge überfällt nicht nur die Angeklagten, sondern auch mich. Ich muß deshalb beantragen, die Verhandlung zu unterbrechen und beantrage, zu beschließen, die gesamte Korrespondenz zu beschlagnahmen. — Vorsitzender: Es ist bei Ihnen Haussuchung gehalten worden, diese Korrespondenz ist aber nicht gefunden worden. — Zeuge: Das war ein Zufall. Ich war zur Zeit in Essen, um mich mit meinem Anwalt, Herrn Justizrat Dr. Wallach, zu beraten und habe deshalb die gesamte Korrespondenz mitgenommen. — Vorsitzender: Es ist aber auch bei Justizrat Dr. Wallach Haussuchung gehalten und nur ein Teil der Schriftstücke gefunden worden. — Zeuge: Ich habe den größten Teil der Korrespondenz wieder mitgenommen und sie meinem Vater, der auch Jurist ist, unterbreitet. Mein Vater war gleich dem Justizrat Dr. Wallach der Ansicht, daß die Korrespondenz für diesen Prozeß von größter Erheblichkeit sei. Ich habe sie deshalb nicht ausgeliefert. — Oberstaatsanwalt: Das Verhalten des Zeugen ist sehr eigentümlich. Es wäre erforderlich gewesen, die Korrespondenz in der Voruntersuchung zu haben, um diese genau prüfen zu können und um den Angeklagten Gelegenheit zu geben, sich darüber zu äußern. Das verlangt die Gerechtigkeit. Der Zeuge muß außerdem noch „Kornwalzer" in seinem Besitz haben. 15 „Kornwalzer" sind augenscheinlich dem Abgeordneten Dr. Liebknecht übersandt worden. Es fehlen aber immer noch 30—40 „Kornwalzer", wenn auch nur in Abschrift. — Zeuge: Ich habe „Kornwalzer" nicht mehr im Besitz. — Landrichter Dr. Berlin: Haben Sie die Korrespondenz in Ihrer Wohnung aufbewahrt. — Zeuge: Jawohl. Einige Schriftstücke befinden sich in meinem Arbeitszimmer, die anderen sind im Sofa versteckt. — Die Verteidiger schließen sich dem Antrage auf Beschlagnahme der Schriftstücke an. — Zeuge: Ich glaube, nicht nötig zu haben, die Originale dem Gericht einzureichen. — Verteidiger Dr. v. Gordon: Sie haben an das Gericht eine große Anzahl von Eingaben gemacht und gesagt, daß Sie das ganze Material ausgeliefert haben. Es wäre deshalb ganz besonders Ihre Pflicht gewesen, die Originalbriefe auszuliefern.

Nach kurzer Beratung beschließt der Gerichtshof, ein Mitglied des Richterkollegiums und den Assistent der Berliner Kriminalpolizei zu beauftragen, in der Wohnung des Zeugen v. Metzen sofort Haussuchung zu halten und sämtliche Schriftstücke, sowohl diejenigen in Abschrift als auch die Originale zu beschlagnahmen und die Sitzung bis 2 Uhr nachmittags zu unterbrechen.

Gegen ¾4 Uhr nachmittags wurde die Verhandlung wieder eröffnet. Es wurde ein großes Aktenbündel auf den Tisch gelegt, das in der Villa des Zeugen v. Metzen in Schlachtensee beschlagnahmt worden ist. Der Vorsitzende wollte zunächst einen Brief vom 23. August 1909 verlesen. Dazu erbat sich Verteidiger Dr. Löwenstein das Wort: Ich muß im Namen meines Klienten, des Angeklagten Brandt, Protest erheben, daß die beschlagnahmten Briefe verlesen werden, ehe die Prozeßbeteiligten davon Kenntnis genommen haben. Der Herr Oberstaatsanwalt sagte heute vormittag mit Recht, nicht bloß die Angeklagten, auch die Staatsanwaltschaft sei von Herrn v. Metzen überfallen worden. v. Metzen hat in Zeitungen veröffentlicht, daß er in der Hauptverhandlung ein Material vorbringen werde, das die Angeklagten überführen werde. Keiner der Prozeßbeteiligten kennt den Inhalt der beschlagnahmten Briefe. Wir sind nicht in der Lage, zu prüfen, ob die Briefe zur Sache gehören. Ich erkläre daher, daß ich es als unzulässige Beschränkung der Verteidigung ansehen würde, wenn die Briefe zur Verlesung kämen, ohne den Verteidigern vorher Gelegenheit zu geben, Einsicht in sie zu nehmen. Die beschlagnahmten Briefe bilden einen wesentlichen Bestandteil der Akten. Diese sind laut Prozeßordnung der Verteidigung in der Voruntersuchung vorzulegen. Die Verteidigung ist entfernt, die Sache zu verschleppen; jedoch bei der großen Bedeutung des Prozesses, der unter Umständen lange Wochen dauert, kann es auf einige Stunden nicht ankommen. Wir sind genötigt, uns mit unseren Klienten zu besprechen. — Verteidiger v. Gordon: Ich will im Namen des Direktor Eccius keinen bestimmten Antrag stellen. Eccius soll die Briefe geschrieben bezw. erhalten haben, er muß mithin die Briefe kennen. Aber die Briefe sind Eigentum der Firma Krupp. Es fragt sich, ob diese ihr Eigentum nicht mehr in Anspruch nehmen will. Außerdem ist dem Herrn Oberstaatsanwalt bekannt, daß die Briefe unter Umständen einen Inhalt haben, der die öffentliche Staatssicherheit gefährden könnte. Schon aus diesem Grunde ist es erforderlich, von den Briefen vor ihrer Verlesung Kenntnis zu nehmen. Ich schließe mich daher dem Antrage meines Mitverteidigers vollinhaltlich an. — Oberstaatsanwalt: Ich kann die Ausführungen der Herren Verteidiger nicht für durchgreifend ansehen; die Briefe sind von einem Mitgliede des Gerichtshofes beschlagnahmt worden. Es ist deshalb zulässig, daß die Briefe hier in öffentlicher Sitzung gemeinsam zur Kenntnis gebracht werden. Sollte wider Erwarten in den Briefen etwas stehen, was die Staatssicherheit gefährden könnte, dann werde ich selbstverständlich Ausschluß der Oeffentlichkeit beantragen. — Verteidiger Dr. Löwenstein: Ich muß erwidern, daß auf Grund der Strafprozeßordnung die Verlesung der Briefe vor Einsichtnahme unzulässig ist. Ich bin im übrigen auch der Ansicht des Herrn Verteidigers Gordon, daß unter Umständen eine Gefährdung der Staatssicherheit zu besorgen ist. Dies läßt sich aber nicht voraussehen. — Verteidiger v. Gordon: Ich bin der Ansicht, daß nicht bloß die Prozeßbeteiligten, sondern auch die Herren Sachverständigen vom Inhalt der Briefe Kenntnis haben müssen, ehe sie verlesen werden können.

Nach längerer Beratung beschließt der Gerichtshof, daß zuerst der Untersuchungsrichter vernommen werden soll. Dieser bekundet, er habe seinerzeit sämtliche Schriftstücke, die er bei Herrn v. Metzen gefunden habe, beschlagnahmt. Eine große Anzahl Briefe, die mit der Sache selbst absolut nichts zu tun haben, sind auf Antrag des Herrn Oberstaatsanwalts dem Zeugen wieder zurückgegeben worden. — Der Oberstaatsanwalt bestätigt das. — Der Gerichtshof hat mittlerweile beschlossen, dem Proteste der Verteidiger stattzugeben, die Verhandlung für heute zu vertagen. Wenn die Briefe verlesen werden sollen, ist es erforderlich, den Angeklagten Eccius darüber zu vernehmen. Die Verlesung der Briefe muß in Verbindung mit der Vernehmung des Zeugen v. Metzen erfolgen. Dies kann aber nicht eher geschehen, bis nicht der Vorsitzende selbst Einsicht in die Briefe genommen hat. Die Verhandlung wurde darauf auf Donnerstag vormittag 9 Uhr vertagt.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, 29. Oktober.

b. **Schwurgericht** am 28. Oktober. Mit einer ganz niederträchtigen Tat mußte sich am Dienstag das Schwurgericht befassen. Irgend ein gewissenloses Subjekt wollte sich in der chemischen Fabrik von Dr. Christ in Ahrensbök einen dummen Streich erlauben und glaubte zur Durchführung nichts Besseres tun zu müssen, als einem Mitarbeiter Salzsäure in den Kaffee zu schütten. Schwer verdächtig, das Vergiftungsverbrechen ausgeführt zu haben, ist der Schlosser Langbehn. Die gestrige Verhandlung zeigte den Charakter dieses Mannes nicht gerade im besten Lichte, seine sogenannten „Schabernacke" sind solche, die sich ein organisierter Arbeiter einem Nichtorganisierten gegenüber nicht erlauben dürfte, wollte er die Gefahr vermeiden, längere Zeit hinter Schloß und Riegel zuzubringen. Wohl handelte es sich nicht um ausgetragene und offenbare Gegensätze zweier Parteien, aber der schwer verdächtige Angeklagte war schlau genug, einen Reinwaschungsversuch auf Kosten seiner organisierten Mitarbeiter vorzunehmen und zu behaupten, diese verdächtigten ihn, weil er nicht im Metallarbeiterverband organisiert sei; eine im Gerichtssaal durch ein Dutzend Zeugen glatt widerlegte Behauptung. Obwohl sich der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Dr. Meyer, Mühe gab, ein solches Mißverhältnis aufzudecken, wurde auch nicht der geringste Beweis in dieser Hinsicht erbracht. Im Gegenteil, selbst von anderer nichtorganisierter Seite wurde nur bestätigt, daß die organisierten Arbeiter keinem etwas in den Weg legen. Daran ändert auch nichts die dehnungsfähige Bemerkung des Verteidigers Dr. Bienert im Plädoyer, man könne von solchen Schilderungen glauben was man wolle. Im Grunde genommen hatte das Organisationsverhältnis mit dem Bubenstreich gar nichts zu tun, es kennzeichnet nur den Charakter eines Menschen, der sich nicht scheut, den letzten Trumpf auf die „bösen Geister" zu setzen, die sich gerade ihm gegenüber kameradschaftlich zeigten. Es gelang dem Angeklagten nicht im geringsten, seine „Späße" zu beschönigen: wer dem andern das Feuer löscht, Mennig in böser Absicht hineinwirft, Salzsäure ins Schloß gießt, die Fensterscheibe vor dem Gesicht zertrümmert, ein glühendes Eisenrohr auf den Arm schlägt, das Fahrrad zum momentanen Gebrauch untauglich macht, beim Meister anschwärzt, der hat keine Ursache, sich über die Kameraden zu beschweren, der braucht sich nicht zu wundern, wenn er als heimtückisch und hinterlistiger Mensch betrachtet wird. Zum voraus sei es gesagt: Langbehn wurde freigesprochen. Schuldt, der gesundheitlich Geschädigte junge Mensch, trägt vielleicht zeitlebens an den Folgen des unheilbringenden Schluckes. Wir lassen nunmehr den Verhandlungsbericht folgen:

Der 30jährige Schlosser Chr. Ferd. Langbehn von Holstendorf im Fürstentum Lübeck wird beschuldigt, am 5. Dezember 1912 dem Schlossergesellen Schuldt zu Spechserholz Salzsäure beigebracht zu haben. Zu der Verhandlung sind 18 Zeugen und 3 Sachverständige geladen. Der Angeklagte war zuerst in Untersuchungshaft, doch gegen Kaution entlassen worden. Schuldt hatte in der Fabrik von Dr. Christ bei Ahrensbök um 6 Uhr morgens seine Kaffeeflasche im Maschinenraum zum Wärmen aufgestellt, und als er um 8 Uhr den Malzkaffee trinken wollte, ist ihm aufgefallen, daß der Kaffee nicht warm genug war. Als er kurze Zeit nachher einen Schluck trank, brach er zusammen. Es war Salzsäure darin enthalten. Schuldt war 14 Tage im Krankenhaus, wurde wieder hergestellt und ist jetzt bei der Marine. — Dem Angeklagten war bekannt, daß die Bierflasche mit Kaffee dem Schuldt gehöre. Es wird behauptet, daß weiter niemand als Langbehn bis 8 Uhr den Maschinenraum betreten habe. Langbehn selbst hat ebenfalls niemand im Raume gesehen; er glaubt, daß Schuldt vielleicht Salzsäure zu irgend einem Zweck mit nach Hause genommen und die Flasche verwechselt habe. Denn Schuldt habe ihm einmal gesagt, er hätte ein innerliches Leiden. Auch ein anderer könne die Salzsäure hineingeschüttet haben, der von außen und nicht von der Schlosserei in den Maschinenraum gekommen sei. Er sei nicht immer im Raum gewesen. Sonst stehe er mit dem Schuldt auf gutem Fuße, ausgenommen kleinen Streitigkeiten, die bei der Arbeit vorkommen. Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Meyer, hält dem Angeklagten vor, daß dieser seiner Veranlagung nach zu derartigen Machenschaften neige. Auf die Arbeitskollegen soll er nicht gut zu sprechen gewesen sein. Darauf erklärt L., die an-

dern seien alle im Metallarbeiterverband gewesen und er nicht; deswegen hätten sie ihn geuzt und blauen Jungen genannt. Schuldt sei auch dabei gewesen. Langbehn behauptet ferner, früher einmal Verbandsmitglied gewesen zu sein, doch sei er wegen des Streiks wieder ausgetreten. Der Vorsitzende hält dem Angeklagten verschiedene, nicht zu seinen Gunsten sprechende Vergehen vor. So soll L. den Schuldt verschiedene Male mit dem Hammer und mit dem Tode bedroht haben, ein Arbeitsstück, das auf dem Amboß lag, warf er ins alte Eisen, sodaß der andere es lange suchen mußte, dann soll Langbehn einem Dritten ein glühendes Stück Eisen auf den Arm gehalten und eine Wunde beigebracht haben; wieder ein anderer stand am Fenster, das der Angeklagte einstieß, sodaß dem dahinter Stehenden die Glassplitter ins Gesicht flogen. Der Angeklagte antwortet hierauf mit Nein oder stellt die Sache anders dar. Die Zeugenaussagen werden darüber Näheres ergeben.

Der Hauptzeuge Schuldt, Marinesoldat, ist erst gestern wieder aus dem Lazarett entlassen, seit der Zeit war er viermal magenkrank und hat immer neue Beschwerden, die seiner Ansicht nach mit der Vergiftung in Zusammenhang stehen sollen. Am fraglichen Tage hatte er sich umgezogen und ehe er die Flasche hinstellte, einen ordentlichen Schluck getrunken. Es war derselbe Kaffee, wie er ihn stets mitnahm und selbst einfüllte. Da Schuldt Durst hatte, ließ er sich eine Flasche Bier holen, wobei von anderer Seite die Bemerkung fiel, er habe eine brandige Leber. Beim Frühstück äußerte Schuldt sein Erstaunen über den kalten Kaffee, stellte die Flasche hin und nahm erst am Schlusse der Pause schnell einen Schluck. Im nächsten Augenblick fiel er hin und wußte von dem weiteren Geschehen nichts mehr. Die Flasche wurde sofort Dr. Christ zum Untersuchen gebracht. Mit Bestimmtheit kann der Zeuge nicht sagen, daß Langbehn ihm den Streich gespielt hat, er nimmt es nur an, weil ihn Langbehn schon mit dem Messer bedroht habe. Längere Zeit sei er mit dem Angeklagten gut ausgekommen, der erste Streit sei eines Kessels wegen entstanden. Dabei sei es zu Tätlichkeiten gekommen, wobei Langbehn gerufen habe: „laß mich los, ich steche dich Hund tot". — Vors.: L. soll schlecht behandelt worden sein, weil er nicht im Verband war, ist hier vielleicht etwas Wahres dran? — Schuldt: Wir sind im Verband. — Vors.: Das ist auch Ihre Sache. — Schuldt: Schlecht behandelt wurde L. deswegen weder von mir noch von den andern. — Vors.: L. soll „blauer Junge" genannt worden sein. Haben Sie es gesagt? — Schuldt: Ich habe es nicht gesagt und auch nicht von andern gehört. Auf Befragen des Ersten Staatsanwalts erwidert Schuldt, daß Langbehn auch noch nachher gerufen habe, er steche den Hund tot. — Während des ganzen Frühstücks saß Langbehn bei Schuldt und Sager, und verließ diese erst, nachdem es gepfiffen hatte. — Zeuge Sager hat niemand im Maschinenraum gesehen, er war dabei als Langbehn umfiel. Gute Freunde seien alle zusammen nicht mit Langbehn gewesen. — Vors.: War es wegen des Verbandes? — Zeuge: Ach nee, davon hat niemand gesprochen. — Vors.: Haben Sie ihn deswegen schlecht behandelt. — Zeuge: Nein! — Vors.: Sie können es ruhig sagen. — Zeuge: Ich wurde darauf aufmerksam gemacht, Langbehn sei kein guter Kerl, er sei heimtückisch und hinterlistig. L. hatte auch mit Sager schon Streit, in dessen Verlauf er ihn mit „einer Leiche" bedroht habe. — Erster Staatsanwalt: Hatte Langbehn nicht besonders viel mit Salzsäure zu tun. — Zeuge: Nicht mehr wie andere Schlosser auch. Er hatte Salzsäure in seiner Schublade in einer Dose oder Flasche. Im Maschinenraum wird Salzsäure oft gebraucht. — Schmied Wunder hatte den Angeklagten im Verdacht weil kein anderer dort anwesend war. (Gegen den Zeugen bestand zuerst selbst den Verdacht.) Zu losen Streichen sei Langbehn stets aufgelegt; als Schabernack seien sie zu weitgehend. So hatte L. dem Zeugen Feuer ausgemacht, ehe es angebracht war und ihn ein andermal eingeschlossen. Langbehn habe sich nicht viel mit anderen abgegeben. Der Zeuge ist nicht im Verband. An ihn werden die wiederholt erwähnten Fragen gerichtet. Wunder meint darauf, dann wäre er ja auch ein blauer Junge; er selbst sei so nicht tituliert worden und habe es auch nicht über Langbehn gehört. Ihm sei wenigstens nichts davon bekannt. — Vorsitzender: Sie sind als Nichtorganisierter ganz unbeteiligt: Also Gegensätze aus der Stellung der Organisation heraus sind nicht vorherrschend gewesen? — Der Zeuge kann hierauf keine Antwort geben. — Dieselben Fragen über Verbandszugehörigkeit und blauer Junge werden an den Zeugen Klein gestellt; er ist Verbandsmitglied, kann über den Angeklagten nichts Nachteiliges aussagen und weiß auch nichts von Sticheleien gegen Langbehn. Ihm ist nur aufgefallen, daß der Angeklagte nach dem Vergiftungsfall auffallend ruhig war und grübelte. — Ein weiterer Zeuge behauptet, Langbehn habe renommiert, ihm in ein Schloß Salzsäure geschüttet zu haben. — Rechtsanwalt Dr. Bienert zu dem älteren Zeugen: Ist Ihnen etwas davon bekannt, daß Langbehn darunter zu leiden hatte, weil er nicht im Verband war? — Zeuge: Nein! — Zeuge Bartels, ebenfalls ein älterer Mann, stellt entschieden in Abrede, daß dem Langbehn irgendwie wegen Verbandssachen etwas in den Weg gelegt worden sei. Der Zeuge ist derjenige, vor dessen Gesicht Langbehn die Scheibe eindrückte. Zufall sei jener Vorgang nicht gewesen. — Zeuge Lüdemann hat gehört, daß sich die Schlosser nicht gut vertragen, direkte Berührung hatte er mit den Leuten nicht. Es komme einmal ein Schabernack vor, aber ganz und gäbe seien Häuseleien nicht. — Der Arbeiterin Sell pfiffchte der Angeklagte wiederholt an ihrem Fahrrad herum und drohte ihr mit Rausschmeißen, wenn sie nicht ruhig sei. — Hinterlistig nannte ein Matrose, der 1½ Jahre mit Langbehn zusammenarbeitete, den Angeklagten. Bald habe er Freundschaft, bald Feindschaft geschlossen. Beim Meister die andern schlecht machen, hätte L. sehr gut zuwege gebracht. Der Zeuge wurde vom Angeklagten einmal mit einem glühenden Rohr am Arm verletzt. — Der Verteidiger will die Mitteilung erhalten haben, dieser Zeuge sei wegen Eidesverletzung vorbestraft. Dieser Verdacht stellt sich als unrichtig heraus — Ein früherer Arbeitgeber stellt dem Angeklagten ein gutes Zeugnis aus. — Vom Sachverständigen Apotheker Weyersdorff wird die Mischung des Kaffees mit Salzsäure auf 48—50 Prozent angegeben. Handelschemiker Dr. Aufrecht (Berlin) hält die beigemischte Menge für mehr als ausreichend, um das Leben eines Menschen zu gefährden. Bei der rohen Salzsäure sei es noch mehr der Fall als bei der reinen in Apotheken. — Auch die dem Fabrikbesitzer Dr. Christ vorgelegte Frage, ob in seinem Betrieb Gegensätze zwischen Organisierten und Unorganisierten vorherrschen, wurde mit Nein beantwortet. Wohl habe er von Streitigkeiten unter den Schlossern gehört, doch sei er nicht darüber orientiert. Beschwerden über den Angeklagten sind beim Vorgesetzten Maschinenmeister Lembke in der letzten Zeit häufig eingelaufen, sie haben sich gegen früher merklich gehäuft. Werkzeuge anderer wurden im Schubfach Langbehns vorgefunden. Mitgeteilt sei ihm ferner worden, daß Langbehn einem Kollegen Mennig ins Feuer warf, wodurch das Schweißen verhindert wurde. Besonders eigenartig findet dieser Zeuge das Benehmen Langbehns, nach dem Schuldt hingefallen war. Während dieser sich in Schmerzen auf der Erde wand, blieb Langbehn, der sich doch im selben Raum aufhielt, bei seiner Arbeit und kümmerte sich nicht um den Unglücklichen. Der Zeuge hält es für selbstverständlich, daß in einem solchen Fall einer dem andern beistehen müsse. Langbehn habe sich mit einer eiligen Arbeit entschuldigt. Auf diese Zeit wäre es aber nicht angekommen. Um auch noch die Aussage eines Heizers anzuführen, sei erwähnt, daß dieser Schuldt für einen netten und friedlichen Mann hält und glaubte, ohne es bestimmt behaupten zu wollen, Langbehn habe diesen Streich gespielt, denn dieser hätte mit verschiedenen etwas gehabt.

Erster Staatsanwalt Dr. Benda bezeichnete mit Recht diese Tat als einen ganz infamen Streich. Freilich, der diesen Streich ausführte, hätte nicht die Absicht gehabt den andern zu töten, er wollte nur einen Schabernack spielen. Es sei also zu erwägen, ob Langbehn dieser infame Bube sei. Da der Angeklagte in jeder Beziehung leugne, könne man nur auf Grund von Indizien das Schuldig aussprechen. Wenn Indizien so überzeugend wirkten, wie hier, dann könne kein Zweifel aufkommen und dann müßten diese ohne Furcht auch angewandt werden. Die Zeiten des Mittelalters, wo zur Verurteilung des Angeklagten dessen Geständnis notwendig war, seien überwunden wie die Foltern zur Erlangung eines Geständnisses. An dessen Stelle sei die richterliche Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten getreten. Nach dieser Einleitung zählte der öffentliche Ankläger die Indizien der Reihe nach auf: die Abwesenheit Schuldts wie der andern im Maschinenkeller, die den Arbeitern bekannte Stelle zum Wärmen des Kaffees auf dem Kondenstopf, die ein Versehen irgend eines Unbefugten völlig ausschließe, die leichteste Möglichkeit des Angeklagten gegenüber allen andern Arbeitern, die Tat zu verüben, das beste Einvernehmen Schuldts mit den übrigen Arbeitern und das im Laufe der Verhandlung in vielen Fällen aufgedeckte bekannte hinterlistige Benehmen Langbehns. Wenn dieses alles voll gewürdigt werde, dann könnte der Wahrspruch der Geschworenen nur auf Schuldig lauten. Auch der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Bienert, ist der Ueberzeugung, daß man es hier nicht mit einem Versehen, sondern mit einem schlimmen Streich zu tun habe. Wohl begründeten die Indizien einen schwerwiegenden Verdacht, trotzdem könnten aber auch andere Personen in Frage kommen. Zugunsten des Angeklagten spreche auch, daß sich dieser unter den Frühstücksessern befand, was er sicher nicht getan haben würde, wenn kein gutes Gewissen in ihm gewohnt hätte. Dann müsse ferner das Verhältnis des Angeklagten zu den übrigen Arbeitern in Betracht gezogen werden, das dieser auf seine Haltung als Nichtorganisierter zu den Organisierten schiebe. Die andern bestritten diesen Zwiespalt, doch möge dahingestellt bleiben was auf solche Bemerkungen zu geben sei. Wenn der Erste Staatsanwalt die Anwendung der Indizien ohne Furcht empfohlen habe, dann müsse auch ausgesprochen werden, daß diese mit Furcht zu betrachten seien. Besser sei es, hundert Schuldige laufen zu lassen, als einen Unschuldigen zu verurteilen. Es stehe zudem nicht fest, ob gerade Schuldt getroffen werden sollte. Bei gewissenhafter Prüfung würden die Geschworenen gewiß die Schuldfrage, die weder eine Nebenfrage noch mildernde Umstände zulasse und als Mindeststrafe 1 Jahr Zuchthaus im Gefolge habe, verneinen.

Nach fünfviertelstündiger Beratung verkündete der Obmann auch hier wie am ersten Tage das Nichtschuldig, worauf der Angeklagte freigesprochen werden mußte.

Einspruch gegen die Aufstellung der Wählerlisten zur Bürgerschaftswahl hatten sieben Bürger erhoben, die nicht in den Wählerlisten verzeichnet standen. Heute hatte sich der Bürgerausschuß mit dem Einspruch zu beschäftigen. Während der Einspruch in vier Fällen als unberechtigt abgewiesen wurde, soll ihm in drei Fällen entsprochen und die Namen der Betreffenden nachgetragen werden.

Neues Stadttheater. Man schreibt uns: Die Besorgnis, daß bei der am Donnerstag, dem 30. Oktober, stattfindenden Doppelvorstellung „Cavalleria rusticana" und „Der Barbier von Sevilla" die Aufführung sich so weit verzögern würde, daß die auswärtigen Besucher die Abendzüge nicht mehr erreichen könnten, ist unbegründet, da durch einen geschickten Dekorations-Aufbau für einen raschen Szenenwechsel Sorge getragen wird, sodaß die Vorstellung sicher um 11 Uhr beendet sein wird und damit die Möglichkeit eines Anschlusses an die Züge gegeben ist. Am Sonntag findet die erste Wagnervorstellung in dieser Spielzeit statt. Zur Aufführung gelangt „Lohengrin".

w. **Mölln.** Das Resultat. Im letzten Kreisblatt wird das Resultat der Ausschußwahlen für die allgemeine Ortskrankenkasse Mölln seitens des Versicherungsamtes veröffentlicht. Danach sind gewählt als Arbeitgebervertreter A. Reimers, Breitenfelde; O. Evers, Mölln; A. Oldag, Mölln; W. Bärsch, Mölln; Joh. Lüder, Sterley. Als deren Ersatzmänner sind gewählt: A. Burmester, P. Michelsen, P. Landau, K. Burmester, L. Warnke, F. Schlie, P. Klepsch aus Mölln; F. Brügmann, Gudow; F. Sticken, Sterley und H. Mundt, Mölln. Als Vertreter der Versicherten sind gewählt: P. Guthke, K. Dreyer, C. Wagner, J. Buck, P. Lüders, A. Holz, W. Rutschow, W. Sommer, H. Hinze und E. Ahlf aus Mölln. Als deren Ersatzmänner: W. Klinkrad, W. Burmester, L. Buthut, H. Niemann, F. Grader, F. Basau, Chr. Martens, J. Siewers, H. Hinze, H. Diestel, W. Ahrend, F. Behnke, J. Burmester, W. Michelsen, W. Dreyer, K. Schlie, A. Lange, F. Ballhorn, W. Lange aus Mölln; C. Brügmann, Gudow. — Damit hätte der Wahlvorschlag A der Versicherten 1 Vertreter und 4 Ersatzmänner, der Wahlvorschlag B (Vorschlag der Gewerkschaften) 9 Vertreter und 16 Ersatzmänner erhalten. Wie wir mitteilten, ist gegen die Wahl Protest eingelegt, weil sich Minderjährige an der Wahl beteiligten.

Flensburg. Betriebseinstellung in der Glasindustrie. In Flensburg ist sämtlichen Angestellten der Glasfabrik, vom Direktor bis zum jüngsten Arbeiter, mit Austritt zum 3. November gekündigt worden. Die Fabrik, die stillgelegt wird, soll von dem Glaskönig Heye in Nienburg aufgekauft sein, der vermutlich im Auftrage des Ringes gehandelt hat. Das schwere Los, jetzt zu Beginn des Winters sich auf die Straße gesetzt zu sehen, trifft etwa 200 Arbeiter, darunter eine größere Anzahl Mitglieder des Glasarbeiterverbandes. Schwerlich wird es für sie am Orte anderweitige Beschäftigung geben.

Schwerin. Die mecklenburgische Verfassungsvorlage abgelehnt. Der mecklenburgische Landtag hat am Dienstag die neuerliche Verfassungsvorlage abermals abgelehnt. Dazu bemerkt unser Rostocker Parteiorgan: Die monströse Verfassungsvorlage ist tot; es lebe die Verfassungsreform! Der mecklenburgische außerordentliche Landtag in Schwerin hat gestern den Regierungen abermals eine glänzende Niederlage beigebracht. Die „Stände" haben nämlich dem Wechselbalg die Gurgel zugedrückt und das Land Mecklenburg von einer Heimsuchung durch diese Mißgeburt befreit. Daß die „Ritter" natürlich diesen Zweck nicht im Auge hatten, daß sie vielmehr bei der Ablehnung der Verfassungsvorlage lediglich ihre Sonderinteressen verfolgten, braucht uns die Freude über diese fürchterliche Stäupung der Regierung nicht zu vergällen. Uns kommt auch nicht der Gedanke, zu fragen, was die Regierungen denn nun tun werden, um die von ihnen als Staatsnotwendigkeit verkündete Verfassungsreform ein- und durchzuführen. Es liegen ja schon zu viele Erklärungen der Bassewitzlinge vor, deren Schicksal davor bewahrt, die Frage nach dem nunmehrigen Verhalten der Regierung aufzuwerfen. Und die Großherzöge? Sie haben feierlichst eine zeitgemäße Verfassung versprochen; vor zwei Jahren schon hat der Großherzog Friedrich Franz feierlichst erklärt, er werde jetzt aus freiester Entschließung handeln; und im November v. J. hat er feierlichst im Staatsministerium verkündet, er werde beim Scheitern der neuen Vorlage eine Verfassung oktroyieren. Mögen die Patrioten sich in banger Sorge um den Kurs des Monarchismus den Kopf darüber zerbrechen, wo die Großherzöge jetzt stehen; wir können uns begnügen, jene Tatsachen hier zu referieren. Im Reichstage muß nun die mecklenburgische Verfassungsschmach vor der ganzen Welt wieder aufgerollt werden. Und es wird geschehen!

Theater und Musik.

Neues Stadttheater. Hamlet, Trauerspiel in 5 Akten von William Shakespeare. Diese vielumstrittene Tragödie des großen Briten, die als klassische Dichtung des Pessimismus, der Weltverneinung gilt, wird in deutschen Theatern nur „bearbeitet", d. h. mehr oder minder zusammengestrichen, aufgeführt. Der ernste Beobachter ist schon befriedigt, wenn durch solche Bearbeitung der wertvolle Kern des tiefempfundenen Werkes nicht allzu sehr gelitten hat, wenn sie keine Verballhornisierung bedeutet. Gestern gab man im Stadttheater „Hamlet" in der Bearbeitung des hiesigen Amtsrichters Dr. Leverkühn. Man darf anerkennen, daß dieser Herr bemüht gewesen ist, dem Geist Shakespeares so wenig wie möglich Gewalt anzutun und die Bühnenwirksamkeit des Trauerspiels zu fördern, ohne durch den Rotstift den Zusammenhang des Ganzen zu zerreißen. Wesentliche Verbesserungen gegenüber anderen Bearbeitungen, die gewöhnlich für die Bühne benutzt werden, haben wir allerdings auch nicht zu erkennen vermocht. Die gestrige Vorstellung gewann erhöhtes Interesse durch die erstmalige Benutzung der sogenannten Shakespearebühne, die dem Bestreben entspringt, wie zu des Dichters Zeiten in einem möglichst einfachen und schmucklosen Rahmen den Gehalt der Dichtung in erster Linie wirken und zugleich den Szenenwechsel ohne lange Stimmungmordende Pausen vor sich gehen zu lassen. Herr Dr. Drach, der gestern den Hamlet darstellte, hat seine Meinung über die Shakespearebühne dahin ausgedrückt:

„Diese altenglische Bühne fußte auf dem Grundsatz, daß im gesprochenen Drama dem Wort das Hauptinteresse gebührt. Die Bühne gibt nur den neutralen Spielraum für den Darsteller ab; sie erscheint in keiner Weise örtlich ausgestaltet. Sie in den jeweils gedachten Schauplatz der Handlung umzudenken, bleibt allein der von des Dichters Kraft überzeugten Phantasie des Zuschauers überlassen. Es wurde ein rechteckiges Podium freistehend erbaut, an drei Seiten von Zuschauern umgeben, die sogenannte Vorderbühne. Nur an einer Seite des Rechtecks gliederte sich ein von Wandtapeten umkleideter Innenraum an, gegen die Vorderbühne durch eine Gardine abschließbar: die Hinterbühne. In ihr wickelten sich gemeinhin die im geschlossenen Raum gedachten Szenen ab, auf der Vorderbühne die im Freien spielenden. Dekorationen gab es nicht. Ein Thronsessel, ein Baumstumpf, eine Mauerzinne deuteten den Ort der Handlung an."

Die Prinzipien der altenglischen Schaubühne waren bei der gestrigen „Hamlet"-Aufführung angewendet worden, wenn ihre restlose Befolgung, die dem Zeitgeschmack nicht mehr entsprechen dürfte, auch nicht zu beobachten war. Immerhin hatte man eine verhältnismäßig fließende Wiedergabe des Trauerspiels dadurch erreicht. Vielleicht hätte es sich jedoch vermeiden lassen, daß die Schauspieler in den ersten Aufzügen immer, unbeschadet der zwischen den einzelnen Abschnitten liegenden Zeit und der äußeren Umstände in dem gleichen Kostüme erscheinen. Daß Hamlet schwarz gekleidet bleibt, ist natürlich nicht zu umgehen.

Auf die Einstudierung des schwierigen Werkes hatte Herr Direktor Fuchs große Sorgfalt und künstlerischen Ernst verwandt. Das Resultat war eine sehr achtbare Vorstellung. Die mitwirkenden Künstler waren bemüht, den vortrefflichen Ratschlägen zu entsprechen, die Hamlet selbst den Schauspielern gibt: „Paßt die Gebärde dem Wort, das Wort der Gebärde an; wobei ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals das Maß der Natur zu überschreiten. Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben des Schauspiels entgegen, dessen Zweck anfangs sowohl als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten." Herr Dr. Drach erwies sich in der Darstellung des Hamlet als ein denkender Künstler, der dem inneren Wesensdrange des von ihm zu verkörpernden Dänenprinzen nachspürt und so eine Gestalt schafft, die in Geberde und seelischem Ausdruck das Leben lebt, das ihr der Dichter verliehen hat, ohne dabei der persönlichen Note ihres Nachschöpfers zu entbehren. Die grüblerischen Züge Hamlets hätten vielleicht noch mehr hervortreten können, als das gestern geschah. Jedenfalls war der Hamlet Dr. Drachs eine Leistung, die den ihr zuteil gewordenen starken Beifall verdiente. Lieblich und im Wahnsinn zwar nicht überzeugend, aber doch rührend, war die Ophelia des Frl. Wall. Schlicht und natürlich gab Herr Schweisgut den Polonius. Der König des Herrn Prusis hätte markantere Züge vertragen können. Gut war Frau Laudien als Königin, temperamentvoll Herr Lerch als Laertes. Von den übrigen Mitwirkenden seien noch die Herren Brunow, der den Geist von Hamlets Vater mit unheimlicher Wirkung und dumpfem Tonfall sprach, und Tröndle (Horatio) besonders lobend erwähnt. Am Schluß der Vorstellung wurden die Mitwirkenden mit Herrn Direktor Fuchs an der Spitze vielfach hervorgeklatscht. P. L.

km. **Robert Nhil** vom Schauspielhaus in Hamburg gab hier gestern im Logensaal in der Annenstraße einen Vortragsabend. Nhil steht seit etwa 25 Jahren im Hamburger Kunstleben an erster Stelle. Zunächst war er am Thaliatheater, dann ist er seit Eröffnung des Hamburger Schauspielhauses dort erster Charakterdarsteller. Auch in Lübeck zeigte er zuweilen als Gast auf der Bühne unseres Stadttheaters seine große Kunst. Deshalb war auch gestern, da Nhil vom Vortragspult zu uns sprach, ein zahlreiches Auditorium vertreten, das dem großen Künstler stürmisch zujubelte. Die von ihm gebotenen Sachen waren durchweg erstklassig und gaben Nhil Gelegenheit, sowohl Technik des Vortrages, wie Mimik und Dialektkunst zu zeigen. Am besten gefiel uns die Rezitierung von Strindbergs „Wildes Tier" und Bangs schaurige Gespenstergeschichte „Du sollst Dich meiner erinnern." Aber auch die klassischen Gedichte zeigten die reife Kunst Nhils. Ebenso der letzte Teil seiner Vorträge, die dem Humor gewidmet waren. Hier gefiel am besten Thomas „Begräbnis", Falkes „Das Wunder" und Jeromes „Von kleinen Kindern". Der große allseitige Beifall veranlaßte Nhil uns noch Ettlingers „Das Prinzregentenjubiläum" zuzugeben, das auch sehr gefiel. Es war ein genußreicher Abend, der hoffentlich bald einmal wiederholt wird. Nhil wird hier immer auf Verständnis rechnen können.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Fort mit Waschbrett und Bürste!

Sie schaden damit nur Ihrer Wäsche.

Viel bequemer, billiger und besser

waschen Sie mit Persil. Die Wäsche wird damit blendend weiss, frisch und duftig wie auf dem Rasen gebleicht.

Ueberall erhältlich, nie lose, nur in Original-Paketen.

Persil

das selbsttätige

Waschmittel

Der grosse Erfolg!

HENKEL & Co., DÜSSELDORF. Auch Fabrikanten der allbeliebten **Henkel's Bleich-Soda.**

8385

Die schlechte Verdauung, an der nervöse Schulkinder wie auch viele Erwachsene leiden bedingt eine vorsichtige Ernährungsweise. Sehr leicht verdaulich, zugleich aber nahrhaft, wohlschmeckend und billig ist das altbewährte Nährmittel „Kufeke"; es regt den Appetit an, hält die Verdauung in Ordnung und trägt wesentlich zur Hebung des allgemeinen Wohlbefindens bei. „Kufeke" ist bequem in den gewohnten täglichen Speisen zu nehmen — bei der Zubereitung bediene man sich des „Kufeke"-Kochbüchleins, das in den Verkaufsstellen gratis abgegeben wird. (8137

Hintze & Stech

Größte Möbelfabrik Lübecks

empfehlen 882

Wohnungseinrichtungen.

Direkter Verkauf an Private zu billigen Preisen gegen bar in der Fabrik:

Moislinger Allee 60.

Verkauf lebender Butt

vom Boot aus

am Donnerstag, dem 30. Oktober

vormittags von 8 Uhr ab an der

Holstenbrücke, Drehbrücke

und 8132

Hüxtertorbrücke.

Komitee- und Kommissionssitzungen

D. T. V. 8136

Komitee-Sitzung

am Donnerstag, 30. Oktober

im „Gewerkschaftshaus"

Johannisstr. 50—52.

Theodor Loppentin
Anna Loppentin
geb. Aßfalg.
Vermählte.

8131) Kannstatt.

Tüchtige

Arbeiterinnen

werden gesucht.

Heinr. Ihde Nchflg.

Töpferweg 63. (8108

Junge belg. Riesenkaninchen

zu verkaufen. Stück 50 Pfg. (8141 Luisenstraße 29.

Eine kleine Wurst-Stopfmaschine zu kaufen gesucht. (8145) Wittestr. 18.

Verloren ein Vorremonnaie mit Inhalt von der Lützowstraße bis zur Roeckstraße. Abzugeben Lützowstraße 33. (8134

Gelegenheitskauf moderne Garnitur durch Zufall nur 90 Mk. Prachtvolle Salongarnitur, statt 230 Mk. nur **165 Mark,** Sofas, Vertikos, Spiegel, Büfetts, Tische, Schreibtische, Trumeaus, Lederstühle, Schlafzimmer, Küchen **enorm billig.**

5791) **Lager Wahmstr. 83.**

Glas scheiben

aller Art billigst, Kitt, Draht, Diamanten etc.

Oscar Tauchnitz, Fensterglas-Handlung, Hüxtertor-Allee 13. Fernspr. 808.

Visitkarten

— ff. Elfenbeinkarton —

100 Stück von Mk. 1.— an

liefert

Die Buchdruckerei des Lübecker Volksboten:

Johannisstraße 46.

Carl Folkers Möbelmagazin

25 Marlesgrube 25.

Vollst. Wohnungseinrichtungen.

Selbstgefertigte Arbeiten.

Größte Auswahl.

1) **Billigste Preise.**

Weitgehendste Garantie.

Zimmereinricht. stets vorrätig.

Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.

: Teilzahlung gestattet :

Bei Barzahlung Rabatt.

Gebe rote Lubeca-Rabattmarken.

25

Herrenanzüge in allen Größen

46, 48, 50, 52 mod. Farben

per Stück Mk. **14.50.**

Auktionator Mohrmann

Mengstr. 18, I. (8140

Deutscher

Metallarbeiter-Verband.

Verwaltungsstelle Lübeck.

Mitglieder-Versammlung

am Donnerstag, 30. Oktober

abends 8½ Uhr

im „Gewerkschaftshaus"

Johannisstraße 50—52.

Tagesordnung:

1. Die Antwort der Kartellkommission
2. Bericht vom Gewerkschaftshaus.
3. Aufstellung von Kandidaten als Vertreter zur Ortskrankenkasse.
4. Innere Verbandsangelegenheiten.
5. Verschiedenes. (8144

Die Ortsverwaltung.

Zentralverband der

Zimmerer!

Zahlstelle Lübeck.

Mitglieder-Versammlung

am Donnerstag, 30. Oktober

abends 8½ Uhr,

im „Gewerkschaftshaus"

Johannisstraße 50—52.

Tagesordnung:

1. Abrechnung vom 3. Quartal 1913.
2. Abrechnung vom Stiftungsfest.
3. Kartellbericht.
4. Aufstellung der Kandidaten als Vertreter zur Ortskrankenkasse.
5. Innere Verbandsangelegenheiten.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht

8139) **Der Vorstand.**

Frisch eingetroffen

II. Sorte Meierei-Butter

per Pfd. 1.30 Mk.

8158) sehr schön ausfallend.

Königstr. 98. Th. Storm Nachf., Fernspr. 473.

Fabel-haft

sind die Vorteile beim Gebrauch von

„Union-Brikets"

Billigstes Brennmaterial!

Kein Russ! ■ Kein Rauch!

Keine Schlacken! ■ Grosse Hitze!

7419 Langdauernde Glut!

Erhältlich in den Kohlenhandlungen!

3112) **Das St.-Lorenz-Beerdigungs-Institut**

Telephon 2186 **Georg Behnck,** Warendorpstr. 4

übernimmt **Erd- und Feuer-Bestattungen,** sowie **Ueberführungen.** Großes Lager von **Särgen, Wäsche** usw. usw.

Billigste Preise.

Käselager Hüxstraße 83-85.

Donnerstag, Freitag und Sonnabend

3 weitere Ausnahmetage wegen baulicher Veränderung.

Ein großer Posten **Tilsiter Vollfett**

sonst **80** ₰ jetzt nur **65** ₰ (8142

Einladung zum

Ball der Seeleute

zum Besten der Seefahrer-Krankenkasse 8091

am Sonntag, dem 2. Novbr. 1913

im Gewerkschaftshaus, Johannisstraße 50-52.

Anfang 6 Uhr abends. Ende 2 Uhr morgens.

Eintritt 60 Pfg., eine Dame frei. **Das Komitee.**

Puppenklinik.

Jede kranke Puppe heilt der Puppendoktor (8143

H. Klempau, Ludwigstraße 38

Deutscher

Arbeiter-Esperantisten-Bund.

Gruppe Lübeck.

Am Freitag, 31. Oktober, beginnt ein neuer **Lehrkursus** in der **internatl. Hilfssprache Esperanto.** Teilnehmer hieran können sich noch melden bei **Berggren,** Prießstr. 11, **Kühl,** Yorkstraße 23 oder **Freitag abend, Gewerkschaftshaus, Zimmer 4.** Der Preis beträgt 4 Mk., einschließlich der Lehrbücher.

8135) **Der Vorstand.**

Ausspielen

von (8123

fetten Gänsen, Karpfen und Rauchfleisch

auf einem Ziehbillard

am Sonntag, 2. November

Anfang 10 Uhr morgens.

Einsatz 50 Pfg.

Hierzu ladet freundlichst ein

Franz Lüth,

Karpfenstraße 21.

Zentral-Hallen

Dankwartsgrube 20.

Jeden Donnerstag:

Tanzkränzchen.

Anfang 8 Uhr.

2) Ende 12 Uhr.

„CINES"

Hansa-Theater.

Nur noch einige Tage

Cleopatra

Die Herrin des Nils

Das Filmwunder der Welt.

Drama in 5 Akten.

Der größte Erfolg, den je ein Film in Deutschland hatte.

Vorst. täglich 8½ Uhr

Sonntags 4 u. 8 Uhr.

Eintrittspreise von 25 Pf. an.

Vorverkauf bei (7840

Rudolph Karstadt.

Neues Stadttheater.

Mittwoch, den 29. Oktober 1913.

Außer Abonnement. Kleine Preise.

Anfang 8¼ Uhr. Ende nach 10½ Uhr.

Der Troubadour.

Oper von Verdi.

Donnerstag, den 30. Oktober 1913.

38. V. i. Voll-Ab. 7. V. i. Donnerst.-Ab.

Anfang 7½ Uhr. Ende pünktl. 11 Uhr.

Der Barbier von Sevilla.

Oper von Rossini.

Vorher:

Cavalleria rusticana.

Oper von P. Mascagni.

Große Preise. (8133

Freitag, den 31. Oktober 1913.

39. V. i. Voll-Ab. 7. V. i. Freitag-Ab.

Anfang 7½ Uhr. Ende 11 Uhr.

Hamlet

von Shakespeare.

Mittelpreise.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 254. Mittwoch, den 29. Oktober 1913. 20. Jahrg.

Kirche und Gewerkschaften in Deutschland.

Von Dr. Erdmann, Mitglied des Deutschen Reichstages.

III.

Die christlichen Gewerkschaften sind von Führern des Zentrums und der katholischen Kirche gegründet worden zur Abwehr der sozialistischen Arbeiterbewegung. Die Bekämpfung des Sozialismus auf politischem wie auf gewerkschaftlichem Gebiete wurde den Mitgliedern denn auch als ihre besondere Aufgabe hingestellt und die Zentrale des katholischen Volksvereins in München-Gladbach verwandte ihren besonderen Fleiß darauf, die dort ausgebildeten christlichen Sekretäre und Agitatoren mit dem Rüstzeug zur Bekämpfung der sozialistischen Organisationen auszustatten. Dabei wurde mit besonderem Eifer der religiöse Fanatismus der katholischen Arbeiter geweckt. Man lehrte sie nicht die sozialistischen Verbände nach ihren Leistungen für die Arbeiterklasse zu beurteilen, sondern stellte diese Verbände hin als vaterlandslos und besonders als religionsfeindlich, wobei man sich der gemeinsten Entstellungen der Wahrheit, der Lüge und der Verleumdung bediente. Selbstverständlich fehlte auch nicht der Hinweis auf den Klassenkampf der sozialistischen Organisationen, den man wahrheitswidrig so deutete, als ob es dabei einzig und allein auf den Kampf um des Kampfes willen, nur auf die Verhetzung und Verzweiflung der Arbeiter abgesehen sei. Demgegenüber betonten die christlichen Gewerkschaften unter Anleitung ihrer Gründe und Führer den friedlichen Charakter ihrer Bewegung, sie gelobten sich Bescheidenheit und Versöhnlichkeit gegenüber dem Unternehmertum und priesen sich den herrschenden Klassen als die Retter vor dem „Uebermut" und der „Begehrlichkeit" der sozialistischen Arbeiterbewegung an.

Das waren die Grundsätze, mit denen die christlichen Gewerkschaften geschaffen und erzogen wurden. Und mit solchen Grundsätzen glaubten die Führer, bald einen großen Teil der noch unorganisierten Arbeiter in Deutschland werben und damit den Drachen Sozialismus erschlagen zu können. Aber es kam anders. Der Zulauf selbst aus den Kreisen der gläubigen Arbeiter war nur gering, trotz aller Mühe der katholischen Geistlichkeit, der Führer und Blätter der Zentrumspartei, den christlichen Gewerkschaften die katholischen Arbeiter zuzutreiben. Gewiß, die christlichen Gewerkschaften nahmen im Laufe der Jahre an Mitgliedern zu, aber wenn sie um 10 000 Mitglieder wuchsen, steigerte sich bei den sozialistischen Verbänden die Mitgliederzahl um 100 000. Wuchs dem sanften christlichen Lamm ein Kopf, so wuchsen dem sozialistischen Drachen zehn Köpfe. Der gesunde Sinn der deutschen Arbeiter ließ sich weder durch Verleumdungen, noch durch fromme Mahnungen und himmlische Versprechungen betören. Dazu kam folgendes: Die Mitglieder der christlichen Gewerkschaften waren zwar zur Bescheidenheit und Versöhnlichkeit erzogen, aber es war ihnen auch gesagt worden, daß sie mit solchen Tugenden bei dem Unternehmertum und bei der Gesetzgebung weiter kämen, als die Sozialisten mit ihrem Klassenkampf. Aber darin sahen sie sich bald getäuscht. Die Unternehmer fragten nichts nach der Bescheidenheit und Friedfertigkeit, womit sie ihre Forderungen vorbrachten. Wenn sie höheren Lohn und kürzere Arbeitszeit forderten, wurden sie genau so abgewiesen, ihre Organisationen wurden genau so mißachtet und ihre Leute genau so gemaßregelt, wie das bei den sozialistischen Verbänden der Fall war. Da nun die Mitglieder der christlichen Gewerkschaften nicht umsonst zahlen, da sie von ihrer Organisation greifbare Vorteile sehen wollten, drängten sie ihre Führer zu schärferen Maßnahmen, und so wurden denn die christlichen Gewerkschaften durch den Zwang der Verhältnisse auf den Weg des Klassenkampfes gedrängt. Das hatte nun aber weiter zur Folge, daß sich das Verhältnis der christlichen zu den sozialistischen Verbänden wesentlich umgestaltete. Um Lohnbewegungen selbständig vorzunehmen, dazu waren die christlichen Gewerkschaften zu schwach, an Mitgliedern wie an Mitteln. Wollten sie etwas erreichen, dann ging das nur im Gefolge und im Anschluß an die starken sozialistischen Verbände. So sehen wir denn vom Jahre 1900 an vielfach die beiden Organisationen zusammengehen, und es muß anerkannt werden, daß sich die christlichen Gewerkschaften dabei wie anständige und klassenbewußte Arbeiterorganisationen betrugen. Die Dinge gestalten sich so, daß man damals in beiden Lagern die Möglichkeit einer weiteren Annäherung bis zur völligen Verschmelzung der beiden Richtungen nicht für ausgeschlossen hielt. Der erwähnte Herr Giesberts äußerte damals, die christlichen Gewerkschaften seien nicht dazu da, ihre sozialistischen Brüder zu bekämpfen. Wenn man auch vorläufig sich noch in getrennten Organisationen befinde, so werde man doch in der Stunde des Kampfes zusammenhalten und nie das Ziel aus den Augen verlieren: den Zusammenschluß aller Arbeiter in einer einzigen starken Organisation.

Diese Wandlung nach der radikalen Seite hin gefiel nun keineswegs den Vätern und Gründern der christlichen Gewerkschaft. Zunächst nicht dem Zentrum. Das Gefolge dieser Partei besteht zwar aus Arbeitern, kleinen Bauern und Handwerkern, aber die Führung der Partei und ihre parlamentarische Vertretung besteht aus Großgrundbesitzern, Unternehmern, hohen Beamten, und Angehörigen des Adels und der Geistlichkeit, also aus Leuten, die in ihrer weitaus größten Mehrheit weder ein Verständnis für die Lage der Arbeiter noch die Neigung haben, den Forderungen des arbeitenden Volkes entgegenzukommen. Die katholischen Fabrikanten und Handwerker, die in der Zentrumspartei ein wichtiges Wort mitzureden haben, sehen in den christlichen Gewerkschaften einen Störer des wirtschaftlichen Friedens und Wegbereiter des Sozialismus; im übrigen ist das Zentrum in seiner jetzigen Beschaffenheit eine durchaus konservative und fortschrittsfeindliche Partei, die allem abhold ist, was dem sozialen und politischen Aufstieg der Arbeiterklasse dienlich sein kann.

Nun gibt es allerdings in der Zentrumsleitung Leute, die aus politischen Gründen über die christlichen Gewerkschaften ihre Hand halten. In einzelnen Teilen Deutschlands, so namentlich im industriereichen Westen, wird das Zentrum bei den Wahlen stark bedrängt von der Sozialdemokratie. Hier hat das Zentrum alle Ursache, seine Massen zusammenzuhalten und sich namentlich die katholischen Arbeiterorganisationen zu sichern. Mit Rücksicht auf diese Umstände finden die christlichen Gewerkschaften im Zentrum immer noch einen starken Rückhalt. Ja, das Zentrum ist sogar so weit gegangen, einigen der christlichen Gewerkschaftsführern zu einem Reichstagsmandat zu verhelfen. Die Zahl dieser Gewerkschaftsführer ist sorgsam bemessen, gegenwärtig sind es 6 unter 90 Mitgliedern der Zentrumsfraktion; und ihre Art ist ebenso sorgsam geprüft, daß das Zentrum von ihnen keine Störung seiner volksfeindlichen Politik zu fürchten braucht. Das war ein schlauer Streich des Zentrums. Es befriedigte den Ehrgeiz der christlichen Gewerkschaftsführer, ordnete sie als Politiker dem Fraktionszwange unter und wirkte durch sie auf die christlichen Organisationen, so daß diese genau wie die letzteren unlöslich mit der klerikalen Politik verknüpft sind.

Die christlichen Gewerkschaftsführer sind von der radikalen Gesinnung, der sie eine zeitlang zusteuerten, längst wieder abgekommen. Unter dem Druck des Zentrums und — wie später noch dargelegt werden soll — der Kirche haben sie sich wieder vollständig der Aufgabe zugewendet, die sozialistischen Organisationen auf Tod und Leben zu bekämpfen. Sie sind mit Leib und Seele dem reaktionären Kurse ergeben, den die Partei, der sie angehören, auf politischem Gebiete steuert. Und nichts ist unwahrer, als wenn die christlichen Gewerkschaften in ihrem Programm verkünden, daß sie politisch neutrale Organisationen seien. Schon ihr steter Kampf gegen die Sozialdemokratie, den sie in Wort und Schrift und Tat führen, beweist das Gegenteil. Und was sie sonst „politische Neutralität" nennen, ist weiter nichts als politische Enthaltsamkeit, um nicht die volksfeindliche Politik des Zentrums zu stören. Die christlichen Organisationen regen sich nicht, auch wenn im Parlament Fragen verhandelt werden, die das wirtschaftliche Leben der Arbeiter aufs tiefste berühren (Handels-, Zoll- und Steuerfragen): sie regen sich nicht, weil es ihnen an Mut fehlt, dem Zentrum gegenüber die Interessen der Arbeiter zu vertreten. Aber sie erlauben ihren Führern, als Abgeordnete die schändliche Politik des Zentrums und der Konservativen mitzumachen, die auf Entrechtung und Ausbeutung der Volksmassen ausgeht. Die Bekämpfung der Sozialdemokratie und das Verhältnis zu der konservativ-klerikalen Seite im deutschen Parteileben bricht dem Märchen von der „politischen Neutralität" der christlichen Gewerkschaften den Hals!

Aus der Partei.

Der Kampf der russischen Arbeiterpresse. Wir müssen fortgesetzt über das Martyrium der russischen Arbeiterpresse berichten. Die Behörden führen einen ununterbrochenen Vernichtungskampf gegen unsere Blätter; es vergeht kein Tag, wo nicht dieses oder jenes Blatt konfisziert oder mit einer Geldstrafe belegt, oder gerichtlich verurteilt wird. Wie heftig die Verfolgungen sind, geht aus dem Martyrolog der „Neuen Arbeiterzeitung" in Petersburg hervor. Von 50 Nummern dieses Blattes wurden 13 konfisziert und unter Anklage gestellt, während 9 mit einer Strafe von 4300 Rubel oder 26 Monate Gefängnishaft belegt wurden.

Gewerkschaftsbewegung.

Fürsorgezöglinge als Lohndrücker. Die preußische Eisenbahnverwaltung läßt zurzeit die Strecke Hamm-Löhm (Teilstrecke der Linie Köln-Berlin) viergleisig ausbauen. Das wäre eine sehr gute Gelegenheit, den Tausenden von Arbeitslosen lohnenden Verdienst zuzuführen, aber wer annähme, daß bei der Vergebung der Arbeiten hierauf besonders geachtet würde, der wäre sehr im Irrtum. Die Arbeiten erhält der Unternehmer, der am wenigsten fordert. Die Unternehmer suchen bei den niedrigen Preisen sich nun dadurch schadlos zu halten, daß sie nicht die gewerbsüblichen Löhne zahlen. Sie drücken ganz systematisch die Sätze, und da trotz der Arbeitslosigkeit ein deutscher Arbeiter meist eine Grenze kennt, die er nicht überschreitet, so werden vielfach ausländische Arbeiter herangezogen.

Moderne Sklavinnen.

Ein Theaterroman von Ludwig Bendler.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Maria nickte mit dem Kopfe, jedoch hatte sie kaum mehr als den Namen „Stolzenberg" aus den Betrachtungen der Tante aufgegriffen.

„Du billigst also meinen Entschluß, Maria, die Empfehlung an ihre Adresse gelangen zu lassen?"

„An welche Adresse, Tantchen? Entschuldige."

„Nun, an Herrn Stolzenberg."

„Ach, an Herrn Stolzenberg? Das ist der, an den deine Empfehlung lautet? Richtig, richtig. Bitte, handle da ganz nach deinem Ermessen. Du weißt, daß ich Verkehr nicht suche, ihn auch eigentlich nicht liebe. Ich habe an meiner Kunst genug und — mit ihr vollauf zu tun."

Wiesele, der eben im Begriff gewesen war, ein Stückchen Fleisch aus seinem Speisennapf zu ergattern, hielt inne und schaute verweisend empor. Auch Tante Christine konnte sich eines Einspruchs nicht enthalten.

„Alles geht recht schön und gut, du würdest dich aber bald auf einem bedenklich isolierten Standpunkt befinden, wolltest du bedingungslos an solchem Prinzip festhalten. Wir sind Menschen, müssen mit Menschen leben und brauchen sie. Nur wenigen ist es vergönnt, ganz allein auf sich selbst gestützt durch's Leben zu gehen. Zu den Wenigen aber gehören Künstler und Künstlerinnen nun schon gar nicht. Also, ich führe meinen Entschluß aus, ich schreibe dem Herrn Stolzenberg, schicke ihm meinen Empfehlungsbrief und bitte um seinen Besuch."

„Mäßtest du aber nicht, umgekehrt, deinen Besuch bei ihm machen?"

„Das wird er bei der Art, wie mein Empfehlungsbrief lautet, von mir, der alten Dame, kaum beanspruchen. Er ist ein jüngerer Mann, ich zweifle nicht, er wird meiner Einladung Folge leisten. Aber du bist mit anderen Dingen beschäftigt, Maria. Was ist denn passiert?"

Ueber Marias liebliche Züge, die zugleich in ihrem Ausdruck etwas durchaus Interessantes boten, flog es wie eine leichte Röte hin.

„Nichts, Tante, kaum der Rede wert, was mir passierte. Aber die Partie der „Gutrune", die mir übertragen wurde, — sie ist ebenso schwer wie undankbar, sie macht meinem Kopfe zu schaffen."

„Armes Ding. Ja ja, all solches Zeug, bei dem kein Ruhm, keine Freude zu holen, das geben sie nun dir. Fräulein Rauchfuß aber darf mit ihrer scharfen Stimme die „Mignon", „Margarete", „Elsa" singen —"

„Die „Elsa" — ach, erinnere mich nicht daran, war sie es doch gerade, mit der ich hier meinen schönsten, ehrlichsten Erfolg erzielte."

„Mit der aber auch all die häßlichen Geschichten Hand in Hand gingen —"

Abwehrend und gleichsam wie bittend, das Thema ruhen zu lassen, wendete sich Maria der Tante zu. Diese schwieg, doch redeten ihre Mienen, bei dem Hundchen Zuflucht suchend, unentwegt weiter:

„Ja ja, all die häßlichen Geschichten, aus denen dir so vieles Herzeleid erwuchs, die dir Mißgunst, Haß sogar, mit all seinen verhängnisvollen Konsequenzen eingetragen haben."

„Klingt es nicht wie erdichtet, Tante," wendete sich mit unverkennbarer Absicht Maria jetzt einem anderen Gedanken zu, „wenn ich dir erzähle, daß ich vorhin auf der Straße jenen älteren Hern zu sehen glaubte, der mich neulich nach der Oper so dreist ansprach, daß ich aber alsbald meinen Irrtum erkannte, um dann wieder zwei Minuten später wirklich dem Betreffenden gegenüber zu stehen?"

„Versuchte er auch heut wieder, sich dir zu nähern?"

„Dazu blieb ihm kaum die Zeit. Ich beschleunigte meine Schritte, er mußte glauben, im Gewühl der Menschen und Wagen von mir gar nicht bemerkt worden zu sein. Die Begegnung erfolgte an der Ecke der Kaiser- und Bismarckstraße, einem Kreuzungspunkt der Elektrischen. Da heißt's für jeden, um die eigene Sicherheit besorgt sein."

„Sei nur immer gerüstet, Kind, solchen Aufdringlingen mit einer passenden Antwort zu dienen. Ich begreife nicht, wie ein wildfremder Mensch es wagen kann —"

„Ja, Tante, du begreifst nicht — du in deiner Einfalt —! Wärest du nur manchmal Zeuge von dem, was meine Augen sehen, meine Ohren hören!"

Marias Rede wurde durch das Anschlagen der elektrischen Klingel unterbrochen. Tante Christine stand vom Tisch auf, um in das Nebenzimmer zu gehen und, nachdem sie die Verbindungstür hinter sich zugemacht, nachzuschauen, wer Einlaß begehrte. Ein Herr, an der Grenze der Fünfzig ungefähr, war es, der Tante Christine entgegentrat und Fräulein Maria Bergmann persönlich zu sprechen wünschte.

„Ob meine Nichte gerade jetzt einen Besuch annehmen wird, ist fraglich. Sie kam sehr ermüdet nach Haus. Wen übrigens darf ich melden?"

Der Herr entnahm einem Täschchen seine Visitenkarte, die er Tante Christine überreicht. Er mochte, wie bereits erwähnt, annähernd fünfzig Jahre zählen. Sein Haar an den Schläfen war stark angegraut, während ein wohl durch künstliche Mittel tief dunkel erhaltener Schnurrbart in schroffem Gegensatz dazu stand. Von der Kleidung sowohl wie von der Haltung des Besuchs mußte man den Eindruck gewinnen, daß alles daran gesetzt war, ein möglichst jugendliches Aussehen in's Treffen zu führen.

Tante Christine war wieder zu Maria in deren Zimmer getreten.

„Welchen Bescheid soll ich dem Herrn geben? Er wünscht, dich zu sprechen." Mit diesen leise geflüsterten Worten hielt sie ihrer Nichte die Visitenkarte entgegen.

„Feodor Bartuschek? Mir gänzlich unbekannt. Was mag er wollen? Ist er jung, alt, wie sieht er aus?"

„Nicht so, um mich über den Besuch zu freuen. Ein wenig Patschuli — ich hasse das Parfüm."

„Ich auch, — aber sprechen möchte ich ihn doch." Maria erhob sich, warf einen prüfenden Blick in den Spiegel und begab sich dann in das Empfangszimmer. Mit Mühe nur gelang es ihr, jeden Laut des Erstaunens zu unterdrücken, denn der Fremde, der sie vor kurzem nach ihrem Auftreten als „Elsa" anzusprechen versucht hatte, dem sie ferner vor einer halben Stunde auf der Straße begegnet war, in der Meinung, von ihm nicht bemerkt worden zu sein, stand vor ihr.

Mit Aufmerksamkeit blickten beide einander an, Maria den Fremden mit den Augen des klugen, moralisch gefestigten Mädchens, dieser sie mit dem Ausdruck der Befriedigung, seinen Zweck erreicht zu haben, zugleich aber mit unverkennbarem Wohlgefallen an ihrer lieblichen Erscheinung.

Nach einer konventionellen Begrüßung ergriff Maria zuerst das Wort.

„Darf ich fragen, was Sie zu mir führt, mein Herr? Noch hatte ich nicht das Vergnügen — daher mein Erstaunen, das Sie nicht verletzen darf."

„Keineswegs, mein gnädiges Fräulein," entgegnete mit rauhem, wenig sympathischem Organ der Fremde. „Mein Begehr? Ich bin Impresario und stehe im Begriff, mir für das Ausland Kräfte zu engagieren, Kräfte natürlich nur ersten Ranges. An diversen Opernabenden hatte ich Gelegenheit, Zeuge ihrer Leistungen zu sein. Daß diese meinem Geschmack entsprachen, beweist mein Kommen. Würden Sie für einige Tournees unter meiner Führung Neigung haben?"

Maria war überrascht. Aber schnell gefaßt, nach kurzem Besinnen, erwiderte sie: „Darauf im Augenblick zu antworten, ist nicht möglich, denn das hängt von Verschiedenem ab. Sie wohnen hier, Herr — Bartuschek?"

„Nicht ständig. Seit einigen Wochen, mein Domizil ist aber Berlin."

(Fortsetzung folgt.)

Das in den Zeiten des wirtschaftlichen Niederganges! Aber es kommt noch besser! Jetzt wird bekannt, daß der Leiter der Erziehungsanstalt in Schweicheln (Westfl.) an die Bahnverwaltung mit dem Angebot herangetreten ist, Fürsorgezöglinge bei den Erdarbeiten zu beschäftigen. Die Bahnverwaltung wies ihn an die privaten Unternehmer, da sie selbst diese Arbeiten nicht ausführe. Und die Unternehmer hatten natürlich für dies billige Arbeitsangebot, das ein Pastor vermittelte, Verständnis und stellten die Zöglinge der Erziehungsanstalt ein, die dann allerdings zum Teil ausgerückt sind! Ein bezeichnendes Bild zu dem Gerede von der Arbeiterfürsorge des preußischen Staates! Hier, wo er die beste Gelegenheit hätte, in umfassendem Maße für die Heranziehung deutscher Arbeiter und für anständige Arbeitsbedingungen zu sorgen, da wird nicht nur der Massenbezug ausländischer Arbeitskräfte geduldet, sondern da geht man sogar dazu über, durch Verwendung von Fürsorgezöglingen in unerhörtester Weise die Löhne zu drücken.

Soziales.

Friede zwischen Krankenkassen und den Ärzten in Berlin. In Berlin ist es nach langwierigen Verhandlungen zwischen Krankenkassen und Ärzten unter Leitung des Direktors des Oberversicherungsamtes Groß-Berlin nunmehr zu einer Verständigung gekommen. Eine Delegiertenversammlung des Zentralverbandes der Berliner Kassenärzte, die Dienstag, den 28. d. Mts. tagt, hat noch zu den getroffenen Vereinbarungen Stellung zu nehmen. Nach Lage der Verhältnisse ist anzunehmen, daß die Delegiertenversammlung den Vereinbarungen zustimmen wird. Auch die auf dem außerordentlichen Ärztetag in Berlin am letzten Sonntag gegen die Krankenkassen erlassene scharfe Kriegserklärung wird daran nichts ändern. Nähere Mitteilungen über den Inhalt der für Berlin getroffenen Vereinbarungen folgen demnächst.

Krankenkassenwahlen. Die Krankenkassenwahlen zeitigen allerhand neue Erfahrungen. In Neumarkt i. Schl. siegte bei den Arbeitnehmern eine gewerkschaftlich-hirsch-dunckersche Kompromißliste. Als aber die Arbeitgeber wählen sollten, zeigte es sich, daß gar kein Wahlvorschlag vorlag, der Landrat ernannte darauf die Vertreter. In solchen Fällen sollten also die Arbeitnehmer einfach eine Liste human- und sozialgesinnter, wenn auch bürgerlicher Vertreter aus Arbeitgeberkreisen einreichen, sie würden ohne Widerspruch für gewählt erklärt worden sein. Sozialpolitisch verständiger wie die vom Landrat ernannten Beisitzer werden sie auf alle Fälle sein. Die Ortskrankenkassenwahlen im Kreise Solingen, die am letzten Sonnabend und Sonntag stattfanden, zeitigten ein Resultat, auf das die Gegner nicht gerechnet hatten. In allen Orten, soweit bis jetzt Resultate vorliegen, ist ein riesiges Steigen der für die gemeinsame Liste des Gewerkschaftskartells und des Industriearbeiterverbandes abgegebenen Stimmen zu verzeichnen, während die Stimmenzahlen der vereinigten Gegner vom Vaterländischen Frauenverein bis zu den christlich-nationalen Gewerkschaften teils gar nicht, teils nur unwesentlich zugenommen haben trotz der Vermehrung der Wahlberechtigten. In Stadt Solingen wurden 3381 gültige Stimmen abgegeben, davon erhielt unsere Liste 2752 Stimmen und 33 Vertreter im Ausschuß, die der vereinigten Gegner 629 Stimmen und 7 Vertreter. In Wald erhielten wir von 1704 abgegebenen Stimmen 1534 und 36 Vertreter, der Kuddelmuddel 170 Stimmen und 4 Vertreter. In Höhscheid erhielten wir von 621 Stimmen 573 und 37 Vertreter, die Gegner 48 Stimmen und 3 Vertreter. In Gräfrath, dem schwarzen Punkt im roten oberen Kreis Solingen entfielen von 632 abgegebenen Stimmen auf unsere Liste 518 und 24 Vertreter, auf die des bürgerlich nationalen Blocks 114 Stimmen und 6 Vertreter. In Ohligs wurden 2544 Stimmen abgegeben, eine Auszählung hat hier noch nicht stattgefunden, jedoch kommen hier die Christlich-Nationalen fast gar nicht in Frage. Von Leichlingen (unterer Kreis, wo das Zentrum dominiert) ist noch kein Resultat bekannt, jedoch steht auch hier fest, daß die große Mehrheit der Stimmen auf unsere Liste entfiel. In Opladen, wo nur das Zentrum dominiert, erhielt unsere Liste von 407 abgegebenen Stimmen 175 und 13 Vertreter, die vereinigten Gegner 232 und 17 Vertreter. Diese Resultate sind doppelt erfreulich deshalb, weil die Gegner bei dem diesmaligen Wahlkampf mit Mitteln gearbeitet haben, die alles hier Dagewesene weit in den Schatten stellen. Die durch den bürgerlichen früheren Kassenrendanten Reinhard in Solingen gemachten Unterschlagungen wurden täglich in der gesamten bürgerlichen Presse und in Flugblättern der Sozialdemokratie angehängt, Herr Reinhard wurde direkt als Sozialdemokrat bezeichnet und die Wähler aufgefordert, diesen „sozialdemokratischen Mißständen" ein Ende mit Schrecken zu bereiten. Man erdreistete sich sogar, den Bochumer Krankenkassenskandal, wo durch Gerichtsurteil dem christlichen Kassenvorstand attestiert wurde, seine Pflichten grob vernachlässigt zu haben, als einen sozialdemokratischen Skandal in öffentlichen Versammlungen zu bezeichnen. Aber die edlen M.-Gladbacher hatten in Gemeinschaft mit den anderen „vaterländischen Vereinen" vergebens auf die Dummheit der Wähler spekuliert, das hat die verflossene Wahl gezeigt. Die nächsten Wahlen werden dem christlich-nationalen Kuddelmuddel den Rest geben.

Die Krankenkassenverbände zur Kriegserklärung der Ärzte. Die Krankenkassenverbände haben am Montag in einer Vertreterversammlung in Berlin Stellung zu den am Sonntag gefaßten Beschlüssen des Ärztetages genommen und folgende Erklärung beschlossen: 1. Das Vorgehen der Ärzte-Organisationen bedeutet den allgemeinen Kampf gegen die Träger der Krankenversicherung und den Generalstreik vielen gegenüber. 2. Die Kassen befinden sich in der Abwehr gegenüber den Ärzten. Die Einigungsverhandlungen sind gescheitert, weil die Ärzteorganisationen allgemein die Durchführung der freien Arztwahl bei den Kassen durchsetzen und das Kassenarzt-System nur noch ausnahmsweise und für eine kurze Übergangszeit bestehen lassen wollen. Bei einer solchen Regelung würde den nach dem Gesetz verantwortlichen Kassenvorständen der Einfluß auf die Kassenverwaltung genommen werden und die Kassen würden nur noch Beiträge aufzubringen haben, um die durch die Ärzte verfügten Ausgaben zu decken. 3. wird die Behauptung zurückgewiesen, daß die Krankenkassen die Ärzteorganisationen zertrümmern wollen und den sogenannten Herrenstandpunkt einnehmen. Die Kassen haben bei den Einigungsverhandlungen vielmehr Vorschläge gemacht, die unzweideutig den Willen zum Frieden erkennen lassen. 4. Die Krankenkassen sprechen die Erwartung aus, daß sich die Behörden und der Gesetzgeber durch die Ärzteorganisation nicht einschüchtern lassen und unangemessene Forderungen der Ärzteorganisationen ablehnen werden. Die Erklärung geht von folgenden Verbänden aus: Hauptverband Deutscher Ortskrankenkassen Dresden; Hauptverband Deutscher Betriebs-Krankenkassen, Essen; Gesamtverband Deutscher Krankenkassen, Essen-Köln; Allgemeiner Deutscher Knappschaftsverband, Berlin; Verband Deutscher Innungs-Krankenkassen, Hannover.

Aus dem Gerichtssaal.

Ein wackerer Leutnant forcht sich nit! Eine tragikomisch wirkende Geschichte, deren Held der Zeugoberleutnant Peter Heider aus Ingolstadt ist, fand dieser Tage vor dem Oberkriegsgericht einen höchst eigenartigen Abschluß. Der Oberleutnant hatte vor einiger Zeit seine Wohnung gekündigt. Wenige Tage vor dem Umzuge kam die Hauswirtin des Offiziers mit dessen Gemahlin in Differenzen, weil die Wirtin Putzwolle und Werg durch ein Dienstmädchen wegschaffen ließ, um im Speicher des Oberleutnants Ordnung zu machen. Dabei soll in bezug auf die Familie des Oberleutnants vom Dienstmädchen und der Hausfrau das Wort Brut gebraucht worden sein. Die Frau Oberleutnant schickte ihre Kinder zum Herrn Gemahl, der gerade Dienst hatte und ließ ihm die Freveltat melden. Der Herr Oberleutnant verließ sofort den Dienst, eilte nach Hause und stürzte sich gegen die Wirtin und das Dienstmädchen in den Kampf, der sich vorerst in hitzigen Worten abspielte. Da sich die beiden Frauen indessen keineswegs von dem Herrn Oberleutnant einschüchtern ließen, zog der Offizier den Säbel und hieb nach dem auf einer Stiege stehenden Dienstmädchen. Der erste wuchtige Hieb des kampfesmutigen Oberleutnants traf das Treppengeländer. Mit dem zweiten Hieb traf der von der Faust des Oberleutnants geschwungene Artilleriesäbel das Hinterteil der putzenden Maid. Offenbar durch diesen Erfolg angefeuert versetzte er der Hausfrau eine gehörige Ohrfeige. Wegen der Ohrfeige wurde der Offizier vom Standgericht in Ingolstadt freigesprochen resp. für straffrei erklärt; denn die Hausfrau soll, als der Offizier auf das Dienstmädchen eindrang, zum Oberleutnant gesagt haben: „Sie sind ein altes Weib". Der Offizier war somit „gereizt". Außerdem soll die Hausfrau den Besenstiel gegen den Oberleutnant erhoben haben. Wegen des Säbelhiebes auf das Hinterteil der scheuernden Mai wurde der Offizier vom Standgericht zu 45 Tagen Festung verurteilt. Der Offizier legte Berufung ein. Am Oberkriegsgericht gab der Offizier an, daß er in Notwehr, und zwar in — Ehrennotwehr handelte. Den Säbel habe er gegen das Dienstmädchen gebraucht, weil er „das Mädchen mit der Hand nicht erreichen konnte". Das Gericht sprach den Oberleutnant frei mit der kurzen und bündigen Begründung, daß der Offizier in Putativnotwehr gehandelt habe. Notwehr, bei der das scheuernde Dienstmädchen den Säbelhieb von hinten erhielt.

Aus Nah und Fern.

285 Soldatenmißhandlungsprozesse. Aus der Kriminalstatistik für das Heer und die Marine wird mitgeteilt, daß im Jahre 1912 285 Bestrafungen wegen Mißhandlung Untergebener erfolgt seien. Der Umstand, daß die Bestrafung wegen Soldatenschindereien von 337 im Jahre 1911 auf 285 zurückgegangen sind, veranlaßt die bürgerliche Presse zu großen Jubelhymnen. Uns soll scheinen, daß 285 bestrafte Soldatenschindereien immer noch so hoch sind, daß man eher Ursache sich zu schämen als sich zu freuen hätte. Es darf dabei nicht außer acht gelassen werden, daß es der allerkleinste Prozentsatz der vorgekommenen Soldatenmißhandlungen ist, der zu Bestrafungen führt.

Ein Hohenzollernprinz im Reichsverband gegen die Sozialdemokratie. An der Sitzung des schlesischen Landesausschusses des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie, die vom Fürsten Pleß geleitet wurde, nahm auch Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der als Landrat in Schlesien tätig ist, teil. Bei der Charakteristik, die der Reichsverband auch außerhalb der Sozialdemokratie gefunden hat, wird diese politische Betätigung eines Hohenzollernprinzen allgemeines Aufsehen erregen. Das Hohenzollernhaus ist in dem Punkte — homogen!

Wenn der Kaiser jagt! Wie alljährlich, fand Anfang Oktober in der wildreichen Schorfheide große Hofjagd statt. Wilhelm, ein großer Jäger vor dem Herrn, ist besonders gnädig gestimmt, wenn es ihm gelingt, einen schönen Vierundzwanzigender zur Strecke zu bringen. Das weiß der Forstbeamte. Und es ist daher kein Wunder, daß das Wild gehütet wird. Diesmal arbeiteten zur Zeit der Jagd elf Steinsetzer, Rammer und Hilfsarbeiter an einem Straßenbau im Forstrevier. Als die Jagdzeit sich näherte, wurde den Arbeitern bedeutet, daß sie aussetzen müßten, es würden durch den Klingklang der Pflasterhämmer und der Rammen die Hirsche gestört; sie seien nicht zusammenzubringen, wenn die hohen Jagdgenossen erscheinen. Da für den Arbeiter in Deutschland bekanntlich auf das beste gesorgt ist, war es den elf Arbeitern eine Kleinigkeit, in der Zeit der Hofjagd zehn Tage lang ohne irgendwelche Entschädigung auszusetzen. Wir glauben daher auch nicht, daß das Wort von der schwersten Strafe, die den treffen soll, der einen anderen an freiwilliger Arbeit hindert, hier in die Tat umgesetzt wird.

Vom Landrat angeschossen — ein Betriebsunfall. Die sozialpolitische und Rechtsauffassung eines schlesischen Landrats erfährt eine grelle Beleuchtung durch folgenden Fall, der sich im Kreise Neumarkt zutrug. Während der Jagd schoß der Landrat des Kreises, von Tettenborn, eine auf dem Rübenfelde arbeitende Frau in den rechten Arm, sodaß sie arbeitsunfähig wurde. Als Schmerzensgeld und Entschädigung für den Lohnverlust bot ihr ein Mittelsmann — fünf Mark an. Als die Frau das zurückwies und 50 Mk. verlangte, ging ihr folgendes Schreiben des Herrn Landrat zu:

Neumark, den 20. Oktober 1913.

Den Antrag vom 16. d. Mts. betreffend ihre Schadenersatzansprüche habe ich an den Kreisausschuß hierselbst abgegeben, da die Ausführung der Jagd einen Bestandteil des landwirtschaftlichen Betriebs bilder, welcher der Unfallversicherung bei der schlesischen landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft unterliegt.

Tettenborn,
Kgl. Landrat, Geh. Regierungsrat.

Der unbefangene Leser muß dabei zu der Ansicht kommen, die Frau habe die Jagd ausgeübt oder wenigstens daran teilgenommen und dabei den Unfall erlitten. Das hat aber nur der Herr Landrat getan und er hat den Unfall nicht erlitten. Immerhin, der Kreisausschuß hat die Sache in der Hand und im Kreisausschuß ist der Landrat und unglückliche Schütze Vorsitzender.

Der Flieger Pegoud in Hannover. Der Flieger Pegoud, der am heutigen Mittwoch seine Flüge in Johannisthal noch einmal wiederholt, ist gegen ein Honorar von 60000 Mark verpflichtet worden, am Sonnabend und Sonntag auf der Bultrennbahn bei Hannover Flüge zu veranstalten. Die Flüge sollen bei jeder Witterung stattfinden.

Mit einem Schirm getötet. In Eddersheim bei Mainz hat der Heizer und Hausbesitzer Jakob Spengler den Arbeiter Reinhardt, der das Haustor verschlossen vorfand und es überkletterte, nach kurzem Streit durch einen Stoß mit einem Schirm, der durch das Auge ins Gehirn drang, getötet. Der verheiratete Täter wurde auf seiner Arbeitsstelle in Höchst am Main verhaftet. Die Frau des Getöteten befindet sich im Wöchnerinnenheim in Höchst.

Die „gesicherte Existenz" der Arbeiter. Ein Eisenbahnarbeiter, also auch noch ein Staatsarbeiter, dessen Existenz nach dem kaiserlichen Ausspruche ja doppelt gesichert sein sollte, schrieb an einen Gastwirt in Görlitz, von dem seine Kinder seit Jahren die Semmel- und Brotreste abholen durften, folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr! Vor zwei Jahren auf ihre werte Offerte aufmerksam geworden, durften meine Kinder die Semmel- und Brotreste für ein kleines Entgelt holen; ich spreche hiermit meinen herzlichsten Dank dafür aus. Seit ein paar Wochen, wo meine Kinder fast alle Tage nachgefragt haben, hat uns leider diese Wohltat verlassen, was uns auch sehr schmerzlich betrifft, denn es hat sich auch schon sehr fühlbar gemacht. Ich bin Vater von vier Kindern, Eisenbahnarbeiter und der Lohn reicht bei den jetzigen Verhältnissen auch bei den bescheidensten Ansprüchen nicht aus. Ich bitte daher ergebenst, mir doch diese bescheidene Anfrage nicht übel zu nehmen, meiner Familie auch fernerhin dieses Wohlwollen angedeihen zu lassen und womöglich Tage und Zeiten bestimmen zu wollen, wo wir uns die Lebensmittelüberreste für ein kleines Entgelt auch weiter holen dürfen, es sei, was es sei, es wird alles mit dem größten Dank entgegengenommen.

Hochachtungsvoll
(Name) . . . . . ."

Ein Kommentar zu diesem Dokument von der Not des Volkes ist überflüssig.

Ein christlicher Gewerkschaftsbeamter verhaftet. In Stolberg im Wurmrevier wurde der christliche Gewerkschaftsbeamte Schümmer verhaftet. Schümmer soll sich einer Eidesverletzung schuldig gemacht haben.

Straßenbahnunglück in Lausanne. Montag nacht ereignete sich in Lausanne ein sehr schweres Unglück. Auf starkem Gefälle versagte die Bremse an einem Straßenbahnwagen, und das Gefährt sauste mit unheimlicher Geschwindigkeit zu Tal. Fünf Menschen wurden lebensgefährlich verletzt; zwei von ihnen starben bald, nachdem sie in ein Krankenhaus gebracht worden waren. Der Führer des Straßenbahnwagens wurde vor Schreck wahnsinnig.

Das genähte Herz. In Augsburg ist ein Lehrling, dem infolge eines Selbstmordversuchs eine sonst tödliche Schußwunde im Herzen im Krankenhaus vernäht wurde, nach elfwöchiger Behandlung als geheilt entlassen worden; er hat fünf Nähte im Herzen.

Grubenunglück. Aus Marseille wird gemeldet: Auf der Zeche von Valdone sind drei Bergleute durch schlagende Wetter getötet.

Schiffsunglück in Norwegen. Aus Alesund wird gemeldet: Montag abend um 7½ Uhr kollidierte im nördlichen Teile Lepsös der Dampfer „Oslo" der Wilsonlinie mit dem Fischdampfer „Brat" aus Reval. Der Fischdampfer sank augenblicklich. Vier Mann wurden gerettet und von der „Oslo" nach Drontheim gebracht. Die „Oslo" ist wenig beschädigt.

Ein Schwesterschiff der „Titanic" durch einen Eisberg bedroht. Der in Liverpool eingetroffene, aus Kanada kommende Riesendampfer „Teutonic" von der White Star Line ist durch die Geistesgegenwart seiner Offiziere dem Schicksal entgangen, dem im April 1912 das Schwesterschiff „Titanic" bei Cap Race zum Opfer gefallen ist. Der Kapitän berichtete, daß er 170 Seemeilen östlich von Belle Isle mit knapper Not einem Zusammenstoß mit einem Eisberge entgangen ist. Der Offizier am Bug warnte den Kapitän noch rechtzeitig. Die Maschinen wurden rückwärts gestellt und der Dampfer glitt wenige Meter weit an dem Eisberge vorbei, der hoch über sein Verdeck hinwegragte.

Mordbuben. Mehrere Italiener überfielen grundlos den Arbeiter Weingärtner in seiner Wohnung zu Gruiten und erdolchten ihn. Die Täter sind flüchtig.

Quittung.

Für das Jugendheim gingen ein:

Von S. für „Die Jugend der Zukunft"	10,00	Mk.
„ Schauerleuten, Dampfer „Zar" . . .	2,20	„
„ „ „ „Trimanda"	0,95	„
„ „ „ „Finnland" .	1,72	„
„ „ „ „Weser" . .	2,00	„
„ „ „ „Bruxelles" .	3,30	„
„ den Lastadiearbeitern Havemann u. Sohn der Vorwerker Wiesen . . .	3,00	„

Der Jugendausschuß.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

7236

In Dosen überall erhältlich
Fabrik: Urban & Lemm, Charlottenburg

dessen ein Flaschenkind bedarf, um gesund zu bleiben, ist den unteren Schichten der Bevölkerung selbst bei erheblicher Besserung ihrer Lage noch auf lange hinaus unerreichbar.

Die sozialen Ursachen, welche die Mutter hindern, ihr Kind überhaupt oder ausreichend lange — d. h. mindestens neun Monate lang — zu stillen, sind einmal die Armut, die sie zu außerhäuslichem Erwerb zwingt, und außerdem die Unwissenheit, die Unkenntnis der hohen Bedeutung der Bruststillung, die in den proletarischen Schichten ungemein weit verbreitet ist, weil der Unterricht der Volksschule für die jungen Mädchen zu früh aufhört und die wichtige Schulung der künftigen Mutter auch in der Fortbildungsschule, die überdies noch immer keine obligatorische Einrichtung ist, eine Stätte noch nicht gefunden hat. Unmittelbar nach dem Verlassen der Volksschule beginnt für die meisten jungen Mädchen die Berufsarbeit. 96 Prozent etwa entbehren jeglicher hauswirtschaftlicher Ueberweisung. So steht denn die junge Frau und Mutter nur zu häufig hilflos ihren Aufgaben gegenüber, ohne sachverständigen Rat in den ersten Lebenstagen des Säuglings, die so oft über dessen Leben und Tod entscheiden. Die Armut ist aber auch die Ursache, daß viele Mütter ihre Unwissenheit nicht durch den Rat eines Arztes korrigieren lassen können. Eine bayerische und eine ungarische Statistik liefern Beweise dafür, wie selten kranke Säuglinge und auch ältere Kinder in ärztliche Behandlung gegeben werden. Nicht die Stillunfähigkeit charakterisiert die Stillungsnot, sondern die Stillunmöglichkeit, die einen ihrer Hauptgründe in der zunehmenden Erwerbsarbeit der Frau hat. Krippen, Kindergärten und Kinderhorte erleichtern vielen Frauen den von der Not diktierten schmerzenreichen Verzicht auf volle Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten, aber einen vollgültigen Ersatz für die mütterliche Pflege und Ernährung können sie nicht bieten. Wie verhältnismäßig wenig oft dazu gehört, um dem Säugling die Mutter zu erhalten, zeigt das Beispiel einer Frankfurter gemeinnützigen Baugenossenschaft; in ihrem großen Baublock hatte sie eine Krippe errichtet, die aber unbenutzt blieb, weil die Arbeiterfamilien hier so billig wohnten, daß ihre Frauen nicht mitzuerwerben brauchten.

Die Zahl der durch Erwerbsarbeit am Stillen gehinderten Frauen wird für Wien auf zwei Fünftel aller Wöchnerinnen, für Berlin auf mindestens ebensoviel geschätzt. Ein großer Teil davon entfällt auf die unehelichen Mütter, deren Säuglinge als Haltekinder fast ausnahmslos Flaschenkinder und somit an der Höhe der Säuglingssterblichkeit in erster Linie beteiligt sind.

Die Lebenserwartung, d. h. die Aussicht, am Leben zu bleiben, ist bei den unehelichen Kindern um rund 80 Proz. schlechter als bei den ehelichen. Verbesserungen in der Organisation des Haltekinderwesens vermögen in nicht unerheblichem Maße die Lebenserwartung der unehelichen Kinder zu erhöhen, wie zahlenmäßige Nachweise aus Leipzig und Danzig ergeben. Weit notwendiger noch wäre eine von echtem sozialen Geiste getragene Reform der heutigen Alimentierung. So lange die Versorgung des unehelichen Kindes sich nicht nach dem Stande des Vaters, sondern nach dem der Mutter richtet, ist die übergroße Mehrheit der unehelichen Mütter gezwungen, sich von ihrem Kinde zu trennen und es so billig wie möglich in Pflege zu geben. Wie sehr häufiger Pflegewechsel, wie er bei unregelmäßiger Alimentierung die Regel ist, Gesundheit und Leben des Säuglings gefährdet, geht aus den Zahlen Spanns für Frankfurt a. M. schlagend hervor.

Das Kleinkinderalter von 2—6 Jahren zeigt allgemein ein rasches Sinken der Kindersterblichkeit. Bedrohten im Säuglingsalter die Ernährungsstörungen das Leben des Kindes, so sind es im Spielalter die übertragbaren Krankheiten, insbesondere die Tuberkulose. Von großem Interesse ist hier für die Gesundheitsstatistik die Frage, ob die Vorteile der Brststillung sich auch in diesem Alter noch geltend machen. Nach dem vorliegenden lückenhafter und dürftigem Zahlenmaterial scheint eine günstige Nachwirkung der Brusternährung, besonders für das zweite Lebensjahr, Tatsache zu sein. Besser ist das Material über die Einwirkung von Reichtum, Wohlhabenheit und Armut auf die Sterblichkeit und Krankheitshäufigkeit der Kinder im Spielalter.

Verryn Stuert weist nach, daß die Sterblichkeit der Kleinkinder der Armen 2—2½ so hoch ist als die der Reichen. In Bremen sank im Jahrfünft 1896/1900 die Sterblichkeit der Kinder von 1—5 Jahren nur bei den Wohlhabenden; bei den Armen blieb sie unverändert. Bei Masern zeigt sich ein deutlicher Einfluß der Armut. Die armen Kinder erkranken nicht häufiger, als die reichen an Masern, aber sie sterben häufiger daran. Von den dem Berliner Waisenhause zugeführten Kindern von 1—6 Jahren hatten normales Körpergewicht nur 4½ Prozent der Knaben und 16 Prozent der Mädchen. Kaum 25 Prozent waren frei von Krankheit, mehr als 37 Prozent waren rachitisch. Ebenso traurige Resultate ermittelte Hoffa in Barmen.

Nach allem ist die Gefahr der körperlichen — und damit auch der geistigen — Degeneration, ist die direkte Gefährdung des Lebens für den im Zeitalter der kapitalistischen Frauenarbeit geborenen Nachwuchs des Volkes so ungeheuer groß, daß wir nichts unversucht lassen dürfen, um die heutige Gesellschaft auf dem Wege eines umfassenden Mutter- und Säuglingsschutzes unablässig vorwärts zu treiben. Hier liegt ein weites Aktionsfeld für die Frauen brach, auf dem ihr stärkster Impuls, ihr mütterliches Empfinden rein und stark ins Weite wirken kann, wenn sie aufklärend und kämpfend der kommenden Generation gesunde und glückliche Lebensbedingungen erringen helfen.

Kleines Feuilleton.

Eine Postuntergrundbahn in London!

Eigentlich sollte sie Berlin erhalten, nachdem die Probestrecke am Nonnendamm günstige Ergebnisse erbracht hatte. Man hat sie aber wieder zurückgestellt, wohl wegen der Kosten, die zwar sehr gut angelegt wären, aber doch nicht so leicht um nicht zu sagen, leichtsinnig — beschlossen werden, wie eine Milliardenmilitärvorlage. Nun bekommt London diese Bahn! Der Deutsche hat ja die Erfahrungen dazu gesammelt! Infolge des gewaltigen Verkehrs in London hat sich die englische Postverwaltung entschlossen, die Briefsäcke und Pakete innerhalb des Weichbildes der englischen Metropole auf diesem Wege zu befördern. Das englische Unterhaus hat die Kosten von 21 Millionen sogleich bewilligt, so daß die Anlage innerhalb dreier Jahre in Betrieb kommen wird. Von einer 10 Kilometer langen Hauptbahn, die die wichtigsten und größten Postämter berührt, werden Zweige nach allen übrigen Postämtern führen. Die Briefsäcke und Pakete werden von den Postämtern fast selbsttätig durch Aufzüge und Gleitvorrichtungen in die Züge befördert. Die Züge fahren führerlos und werden von den Stationen aus gesteuert; sie fahren dabei mit nicht weniger als 40 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde. Gegen die jetzige Beförderung durch Wagen kostet die neue Betriebsart über 200 000 Mk. jedes Jahr mehr. Doch ist die neue Bahn sehr viel leistungsfähiger, so daß sie später sogar billiger arbeiten dürfte, weil sie den Verkehrszuwachs ohne wesentliche Kostenerhöhung aufzunehmen vermag. Sie bietet aber den großen Vorteil, daß die Güter sehr viel schneller befördert werden und um diesen Preis belastet sich die englische Postverwaltung einige Jahre lang mit der Mehrausgabe. Glückliches London! In Berlin schafft die Post eine Briefbestellung täglich ab, um billiger zu arbeiten. Ob damit Handel und Wandel gedient ist, was verschlägt's? Der dumme Michel zahlt seine Steuern auch so!

In keinem Lande der Erde

zieht die chemische Industrie aus der Steinkohle so weitgehenden Nutzen wie in Deutschland. Ein Drittel des Ammoniaks, das zum Beispiel im Jahre 1910 in den Industrieländern der Erde aus Steinkohlengas gewonnen wurde, ein Quantum von über 1 Million Tonnen im Werte von nahezu ¼ Milliarde Mark, war deutsches Fabrikat. Die aus den Destillationsprodukten der Steinkohle gewonnenen Teerfarbenstoffe, die Deutschland in dem genannten Jahr an das Ausland abgab, stellten ferner allein einen Wert von 125 Millionen Mark dar. Demgegenüber erscheint der Ertrag der Fabrikate, den die chemische Industrie Deutschlands aus Braunkohlen herstellt, wie Paraffin, Stearin, Brennöl usw. recht unbedeutend, obwohl auch sie unser Nationalvermögen nicht unbeträchtlich vermehren.

Heiteres.

Grabschrift.

Auf einem westfälischen Kirchhofe las man vor einigen Jahrzehnten folgende Inschrift:

Hier liege ich, Hans Schlückebrot,
Ich bitt' dich, lieber Herre Gott,
Du mögest gnädig seien mir,
Gleichwie ich gnädig sein wollt' dir,
Wenn du wärst der Hans Schlückebrot
Und ich dein lieber Herre Gott.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Unterhaltungsblatt
des Lübecker Volksboten.

Nr. 43. Mittwoch, den 29. Oktober 1913.

Das neue System.

Von Martin Proskauer.

Der Ingenieur Brockwith saß im Privatkontor des Herrn Harrison, des Eigentümers der großen Tonwarenfabrik in Tampa in Florida.

„Nun," sagte Harrison, „die vierzehn Tage, die Sie für das Studium meiner Fabrik forderten, sind um. Was können Sie tun?"

„Ihre Leute lehren," sagte Brockwith, ein großer, breitschulteriger Mann, und sah Harrison aus kalten, klaren, grauen Augen an, „und zwar so zu lehren, daß sie in einem halben Jahre zweimal so viel als bisher leisten!"

Harrison zuckte ungläubig die Schultern.

„Jawohl," betonte Brockwith, „das Doppelte, ohne daß eine Maschine, ein Werkzeug neu gekauft werden!"

„Nun, wenn Sie das können, dann vermag das Taylor-System wirklich Wunder!"

„Das kann es auch, Sir," sagte Brockwith, und in seinem eckigen Gesicht leuchtete eine feste, zielbewußte Energie auf; „ich sagte Ihnen, Taylors Idee, die größte Arbeitsleistung mit der kleinsten Anstrengung zu erzwingen, ist der Erfindung der Dampfmaschine an Wert ebenbürtig. Ich kenne Fabriken, die heute das Dreifache ihrer früheren Arbeit schaffen, nur weil Taylor jedem einzelnen Manne gezeigt hat, wie er arbeiten und welche unnützen Bewegungen er unterlassen muß. Natürlich, Pfeifen und Tabakkauen und solche kleine Scherze gibt es dabei nicht; jede Sekunde ist mit nützlicher Arbeit ausgefüllt!

Hier, Herr Harison, sind die Zeugnisse über das, was ich in anderen Betrieben schon erzielt habe, hier ist ein Brief von Rockefeller; der Alte war so entzückt, daß er selber geschrieben hat! Sie können sich auf mich verlassen, Mr. Harrison."

„All right!" rief Harrison und sprang auf, „ich will's versuchen. Was fordern Sie?

„Zweitausend Dollar den Monat und fünfzehn Prozent vom Mehrgewinn," sagte Brockwith mit klarer, harter Stimme.

* * *

Am anderen Morgen schrie die Fabrikspfeife ihren gellenden Ruf über die Stadt, schwarz und schwerfällig rann ein Menschenstrom durch das Tor, automatisch griff jede Hand nach den Marken auf dem Kontrollbrett; und ein paar Minuten später klang das gewaltige brausende Lied der Arbeit, aus stählernen und eisernen Tönen, aus Feuer und Dampf und dem Aechzen menschlicher Muskeln komponiert, durch alle Räume, Karren voll Rohmaterial rollten auf Schienen den Pressen zu, Hebel klappten auf und nieder, Tonmengen preßten sich in eine Oeffnung und glitten auf der anderen Seite, zu Tellern, Platten und Fliesen geformt, auf lange Bretter hinaus. Arbeiter hoben die Bretter auf ihre Schultern, aus Trockenräumen und Brennöfen wehten heißer Dunst und augenschmerzende Glut; in den oberen Sälen klirrten und klapperten die fertigen Stücke unter den nachprüfenden Händen der Arbeiterinnen.

Der Ingenieur Brockwith ging durch die Fabrik, Notizbuch und Stopp-Uhr in der Hand, stand stundenlang bei einem einzelnen Arbeiter, sah zu, schwieg und blickte auf die Uhr. Schließlich ging er in einen hinteren Saal, in dem die staubabsaugenden Ventilatoren laut heulten. Hier wurden die Ofenkacheln und Fliesen sauber viereckig gerichtet und geschliffen, bevor sie auf einem endlosen Band weiter in den Packraum liefen. Vor jeder Schleifscheibe, einem rasend schnell sich drehenden stählernen Rade, arbeiteten zwei Mann. Der erste schlug mit Meißel und Hammer die rauhen, zackigen Kanten der Kacheln ab und reichte sie dem zweiten, der die vorgearbeitete Platte auf das sausende Schleifrad preßte. Sand und Wasser spritzten hoch, dann war die Kachel glatt und genau.

Der Tür zunächst arbeitete Bob Killarney, ein Irländer von Geburt, ernsthaft und fleißig. Flink nahm er die Kacheln und beklopfte sie mit dem Hammer. Brockwith blieb bei ihm stehen und beobachtete eine Weile. Dann hieß er ihn aufstehen und erklärte ihm verschiedene Handgriffe. Er ließ ihn die Platte hochstellen, statt sie wie bisher flach zu legen, suchte ihm einen schwereren Hammer aus und zeigte ihm, wie er mit vier Schlägen, richtig geführt, ebensoviel ausrichten könne wie bisher mit zehn oder zwölf Schlägen. Bob hörte ernsthaft zu, sein braunes Gesicht war voller Spannung und er bemühte sich, die neuen Handgriffe nachzuahmen.

Brockwith stand mit der Uhr in der Hand.

„Sehen Sie," sagte er befriedigt, „jetzt haben Sie in fünfzehn Minuten zehn Kacheln behauen, statt vorher sechs in derselben Zeit. Nun, reichen Sie mir nicht jede Platte einzeln zu, legen Sie sie mit der linken Hand hier auf den Tisch und greifen Sie gleichzeitig mit der rechten nach der neuen!"

Bob Killarney, der am Fabrikstor aus dem Anschlag gelesen hatte, daß dies hier keine störende Spielerei, sondern schöne blanke Dollars mehr für ihn bedeutete, arbeitet hart nach den neuen Regeln. Er pfiff nicht wie sonst fröhlich vor sich hin, sondern sah starr auf die Arbeit, auf die Doppelbewegung der Hände, immer bemüht, seine Glieder genau im vorgeschriebenen Rhythmus des neuen Arbeitssystems zu bewegen.

Endlich schrie die Dampfpfeife. Bob zog den Arbeitsrock aus und wanderte mit den Hunderten anderer Arbeiter durch das Tor nach Hause. Auf der Straße sprach ihn ein Gefährte an:

„Hallo, Bob, was hat denn der lange Kerl heute den ganzen Tag bei dir gemacht?"

„Eine neue Art zu arbeiten gezeigt, Billy; aber hol's der Teufel, wenn ich auch mehr dabei schaffe, ich fühl' mich wie gerädert! Und mein Kopf brummt wie ein Dampfkessel. Na, vielleicht ist das nur im Anfang so . . ."

In den folgenden Tagen stand Brockwith bei vielen Arbeitern, immer wieder zeigte er neue praktische Handgriffe, maß er mit der Uhr die Zeit, ersann er neue Methoden für Handreichungen, und abends kontrollierte er die Lieferzettel, bis er endlich nach Wochen dem Besitzer eine Statistik vorlegen konnte, die ein Anschwellen der Produktion um fast fünfzig Prozent anzeigte.

Harrison nickte.

„Gut, gut. Ich habe es schon gemerkt."

„In zwei Monaten haben wir das Doppelte," sagte Brockwith.

„Und die Arbeiter?" fragte Harrison kurz.

„Was ist mit ihnen? Die freuen sich, daß sie jetzt soundso viel Dollar mehr machen."

„Ich weiß nicht," bemerkte Harrison. „Ich finde, die Leute sehen schlecht aus. Sie arbeiten nicht länger, das ist wahr, aber sie bekommen alle so einen starren Blick und sind so still."

Brockwith sah den Besitzer mißbilligend an.

„Das ist auch in der Ordnung. Entweder Ihre Leute singen oder sie denken an die Arbeit; eines von beiden geht nur. Das ist ja gerade die Stärke des Taylor-Systems, daß es alle Gedanken auf das Werk zusammenzwingt!"

Sie gingen zusammen den täglichen Inspektionsgang. Ein Fieber schien durch die Arbeitssäle zu wehen. Die Maschinen rollten wie früher, aber das Klappern der Hebel, das Anstoßen der Werkzeuge klang schärfer, genauer und schneller als sonst. Kein Arbeiter hob den Kopf, als der Besitzer vorbeikam. Automatisch griffen die Hände zu, wie von Maschinen erfaßt glitten die Stücke von Tisch zu Tisch; ein ungeheurer, drohender, unsichtbarer Taktstock schien über allem zu schwingen und alle Körper, alle Glieder in seine grausame, zeitsparende Melodie zu pressen.

Die beiden kamen in den Schleifsaal.

Früher hatte Harrison oft eine Weile bei Bob Killarney gestanden und sich gefreut, wie dieser braune, blankäugige

Irländer mit muskelfesten Armen seine Kachelstapel griff und dem Staube und zermalmenden Lärm der Arbeit zu widerstehen schien. Heute saß Bob mit glanzlosen Augen, den Kopf tiefer gebückt, und während der Hammer niederfuhr und die Glasursplitter flogen, schienen die Hände schon nach neuem Material zu greifen. Er erwiderte den Gruß des Fabriksherrn nicht, schien ihn überhaupt nicht zu hören. Um ihn rasselten Stöße von Kacheln, die bald hoch aufschwollen, bald zu wenigen zusammensanken. Unermüdlich, mit schmerzhaft genauen Schlägen, riß Bobs Hammer die Kanten entlang.

Harrison wendete sich wie in einem unangenehmen Gefühl ab. Am Abend stand er am Fenster seines Bureaus, als die Feierstunde pfiff. Langsam, einzeln tropften die ersten Arbeiter aus dem Tor, dann folgte mit einem Schwall der ganze Strom, und Hunderte wanderten dahin, mit gesenkten Köpfen, die Schultern nach vorn gezogen, stumm und schwer; eine müde Menge, aus der kein lautes Wort, kein fröhlicher Zuruf klang . . .

Am nächsten Tage gab es einen kleinen Zwischenfall. An einer Fliesenpresse war ein Mann zusammengebrochen. Die anderen, die früher so schnell bei der Hand waren, hatten, wie in dumpfer Erstarrung festgekettet, sich nur langsam aufgerafft; und endlich lag der Kranke auf dem Bette in der Ambulanz, wo der Fabriksarzt kopfschüttelnd um den Bewußtlosen herumging.

„Ich weiß nicht," sagte er zu dem Werkführer, „krank ist er nicht, wenigstens körperlich nicht! Scheint mir mehr ein nervöser Zusammenbruch zu sein, eine totale Erschöpfung, so 'ne Art Gehirnklaps!"

Und er schüttelte wieder den Kopf.

In den folgenden Wochen brachen hie und da kräftige Männer zusammen, stürzten lautlos vor ihren Maschinen nieder oder zerstörten wie in einem Irrsinnsanfall mit rasenden klirrenden Schlägen ihre ganze Arbeit. Die anderen schienen vor diesen Ausbrüchen zu erschrecken, ihre Köpfe neigten sich tiefer, die Hände arbeiteten rascher und automatisch klapperten die Werkzeuge.

Mit harten kalten Augen, aufrecht und unbewegt, ging Brockwith durch die Räume.

Eines Morgens stand er vor dem Schleifrad, an dem Bob Killarney arbeitete. Brockwith sah eine Weile zu, dann nahm er die Uhr aus der Tasche und rührte den Arbeiter an die Schulter.

Bob Killarney blickte zum erstenmal auf, aus seinen stumpfen Augen zuckte etwas, er hob gerade den Hammer. Und als sich der Ingenieur zu ihm beugte, schwang Bobs rechter Arm aus und die Faust mit dem stählernen Hammer fuhr krachend auf den Schädel des Ingenieurs.

Ein Schrei gellte, alles Zischen der Scheiben und Heulen der Ventilatoren übertönend, und Brockwith stürzte schwer zu Boden.

* * *

Vor der Schranke des Schwurgerichts in Tampa stand der beste Advokat der Stadt, ein schmales, graubärtiges Gelehrtengesicht, in dem dunkle, kluge Augen von tiefem Verständnis und Weltwissen zeugten.

Vor ihm saß, ganz zusammengesunken, Bob Killarney zwischen zwei Sherifs. Auf der andern Seite standen ein paar Männer, eine weinende Frau und dahinter Kopf an Kopf fast die ganze Einwohnerschaft von Tampa. Der Advokat setzte sich das Barett auf und begann zu sprechen:

„Der sehr ehrenwerte Herr Präsident hat mir das Wort erteilt. Die Anklage behauptet, Bob Killarney habe Herrn Brockwith, Ingenieur der Firma Harrison, vorsätzlich getötet. Meine Herren, ich will mich kurz fassen.

Eines Tages kam Herr Brockwith und „taylorte" die Arbeiter des Herrn Harrison. Wie das gemacht wird, hat Herr Harrison selbst zu erklären die Güte gehabt. Aus den Leuten wird alles Denken und Fühlen ausgeschaltet. Brockwith machte Automaten aus ihnen, mit der Uhr in der Hand kontrollierte er die Bewegungen, die Gehirne der Arbeiter wurden nicht mehr gebraucht, durften nicht mehr funktionieren; nur die Sehnen und Muskeln, Arme und Beine wurden bewegt und benützt. Hätte Brockwith ein Mittel gewußt, um den Arbeitern die Köpfe abzuschneiden, ohne sie zu töten, er hätte es getan.

Meine Herren, Sie wissen alle, daß nicht benützte Organe verkümmern. Brockwith schaltete systematisch die Gehirne aus und sie verkümmerten. Frau Killarney hat uns vorhin unter Tränen erzählt, wie ihr Mann sich verändert hat, seitdem er „getaylort" wurde, wie sie erschrak, als er von Tag zu Tag stumpfer wurde, wie aus dem heiteren, liebevollen Gatten, dem sorgenden Vater ein gebrochenes Wesen wurde, das nicht mehr lachen und nicht mehr froh sein konnte, das stumpfsinnig aß und schlief und nichts Menschliches mehr hatte.

Nun, meine Herren, komme ich zum Hauptpunkt meiner Rede. Brockwith hat die Arbeiter entmenscht, er hat Automaten aus ihnen gemacht, die sinnlos und verständlos arbeiteten, wie sein Wille, sein Verstand und seine Idee sie zwang.

Sehen Sie, meine Herren Geschworenen, eine Dampfmaschine an! Da fährt auch wie ein Arm, an sich sinnlos, die Bleuelstange einher, vom Dampfe getrieben, und nur in Bahnen gezwungen durch den überlegenen Willen des Technikers. Aber ein Fehler kann im Stahl liegen, tief verborgen, und eines Tages bricht eine Verschraubung, knickt die eiserne, scheinbar so feste Bleuelstange ein, reißt sich aus der erzwungenen Bahn los und schlägt den Techniker, der ahnungslos in der Nähe steht.

So war es auch mit Bob Killarney. Sein Körper war eine Maschine, sein Arm eine leblose Stange, aus Muskeln statt aus Eisen; und ein tief verborgener Fehler, der im System lag, jenseits allen menschlichen Ermessens, riß seinen Arm aus der vorgeschriebenen Bahn und brachte solches Unglück über ihn.

Das System, das ihn bewegte und zwang, das aus einem denkenden Menschen eine herzlose Maschine machte, ist schuld, nicht er!

Bob Killarney ist unschuldig, meine Herren, und ich bitte um seine Freisprechung!"

Der Advokat hatte unter lautloser Stille geendet. Die Geschworenen, zum großen Teil kleine Bürger von Tampa, gingen schwerfällig in das Beratungszimmer, und als sie zurückkamen, erklärte ihr Obmann im Namen der Geschworenen Bob Killarney für unschuldig . . .

Von den Löwen.

Kein Tier der außereuropäischen Fauna ist in der ganzen Welt so bekannt wie der Löwe, der allgemein nicht nur als Sinnbild der Kraft und des Muts, sondern auch des Edelsinns seit altersher angesehen wird. Er ist deshalb auch in den Tierfabeln als der König der Tiere bezeichnet und gepriesen worden, tapfere Fürsten und Ritter erkoren ihn zum Schildzeichen, so daß er auch als Wappentier außerordentlich häufig zu finden ist. Daher ist es gekommen, daß noch heute das heranwachsende Kind in seinem ersten Bilderbuche zunächst mit dem Löwen bekannt wird, früher noch als mit den Hauptvertretern unserer heimischen Tiere. Weil in jedem zoologischen Garten, ja selbst in jeder herumziehenden Menagerie als größte Sehenswürdigkeit Löwen gezeigt werden, so sind schon seit Jahrhunderten im Volke Ansichten über den Löwen, sein Leben und sein Treiben entstanden, die einer gründlichen Kritik in keiner Weise standhalten können. Es zeigt sich hier die eigenartige, häufig wiederkehrende Tatsache, daß gerade allbekannten Tieren viele Eigenschaften angedichtet werden, die sie in Wirklichkeit gar nicht besitzen.

Die fabelhaften Gebilde des Altertums, die Greifen, waren geflügelte Löwen, und ebenso war die ägyptische Sphinx ein Ungeheuer mit geflügeltem Löwenrumpf, aber mit Kopf und Brust einer Jungfrau. Wieviel Sagen und Geschichten gibt es nicht über die Großmut des Löwen! Einst soll ein römischer Sklave einem Löwen einen schmerzenden Dorn aus dem Fuß gezogen haben, zum Dank dafür brachte ihm der Löwe Nahrung in die Höhle, in der sich der Entflohene aufhielt. Als später der wieder eingefangene Sklave im Zirkus den wilden Tieren vorgeworfen wurde, schmiegte sich der größte der Löwen zu seinen Füßen hin, anstatt ihn zu zerreißen; es war zufällig derselbe, dem der Sklave einst geholfen hatte. Ebenso bekannt ist die Geschichte von Heinrich dem Löwen, der einen Löwen aus der Umschlingung einer Schlange rettete. Aus Dankbarkeit folgte ihm das Tier wie ein treuer Hund. Selbstverständlich spielte der Löwe auch eine große Rolle im Aberglauben und in der Quacksalberei früherer Zeiten. Schon das Fett des starken Tieres gewährte dem Jäger, der seinen Körper damit eingerieben hatte, einen sicheren Schutz gegen andere wilde Tiere, und in einem alten Jagdbuch heißt es: „Derowegen so dir ein Wolf oder Bär begegnet, fliehe nicht, auf daß er das Schmalz rieche", worauf sich dann natürlich das betreffende Tier schleunigst zurückzog. Weit verbreitet war und ist heute noch die Ansicht, daß der Löwe das Krähen eines Hahnes nicht ertragen kann, sondern ängstlich davor entflieht; es braucht wohl nicht betont zu werden, daß auch dies nur eine Fabel ist.

Die Heimat des Löwen ist in der Hauptsache ganz Afrika, wo er vom Nordrande bis zur Südspitze überall, außer in Aegypten, in geeigneten Gebieten vorkam, ehe der Europäer ihn verdrängte. Er ist Steppentier und fehlt daher im Gebiet des Urwaldes. Außer in Afrika finden wir ihn hier im Nordwesten, im Gudschrat und im Bundelkhand; außerdem findet sich der Löwe häufiger in Persien (Provinz Schiras) und in Mesopotamien, wahrscheinlich auch in dem so gut wie

gar nicht durchforschten Innerarabien. Dagegen ist er in Palästina und Syrien ausgerottet, ebenso auf der Balkanhalbinsel, wo er in frühhistorischer Zeit noch lebte (vergl. die Herkulessage, Homer u. a.). Er ist hier später ausgerottet worden als in Aegypten.

In vorgeschichtlicher Zeit war er auch über ganz Europa verbreitet, wie die zahlreichen Knochenfunde von Höhlenlöwen im Pleistozän beweisen, die wir als die Vorfahren unseres jetzigen Löwen ansehen müssen und die sich nicht sehr wesentlich von ihm unterscheiden. Wahrscheinlich stammen die Löwen von quergestreiften Katzen früherer Epochen ab, da die jungen Löwen mit einem Fell zur Welt kommen, das deutlich in Querreihen angeordnete Flecken erkennen läßt. Die Fleckenzeichnung behält der junge Löwe ziemlich lange bei, und erst allmählich verschwindet sie beim männlichen Tier, um dem einfarbigen Kleide Platz zu machen. Es werden gar nicht selten ausgewachsene weibliche Löwen erlegt, die an den Gliedmaßen und an der Unterseite des Leibes noch deutliche Spuren dieser Fleckenzeichnung aufweisen. Das einfarbige Kleid hat der Löwe höchstwahrscheinlich als Anpassung an sein heutiges Wohngebiet erworben; es stimmt vorzüglich mit dem gelben oder braunen Ton der trockenen Steppe, der eigentlichen Heimat des Löwen, überein.

Heute ist der Löwe durch die immer weiter vordringende Kultur des Europäers in manchen Teilen seiner ursprünglichen Heimat ausgerottet worden, besonders in den nördlichen Ländern Afrikas, in Algier, Tunis, Tripolis, aber auch südlich des Oranje; er findet sich dagegen noch häufig in Ovamboland, Betschuanaland, Rhodesia u. a. In früheren Jahrhunderten war der Löwe gerade im Kapland außerordentlich häufig, so daß der Gouverneur von Kapstadt im Jahre 1653 in sein Tagebuch schrieb: „Heute nacht schien es, als wollten die Löwen die Festung im Sturm nehmen." Im übrigen ist der große Räuber in den unermeßlichen Ländern des Innern des schwarzen Erdteils überall noch ziemlich oft anzutreffen, und nur dort, wo das Feuergewehr seine Herrschaft angetreten hat, ist sein Vorkommen bedeutend eingeschränkt. Er versteht es aber auch, sich in gewisser Beziehung der Kultur anzupassen und die ausgedehnten Anpflanzungen der Farmer als Wohngebiete zu benutzen, und so kommt es, daß er z. B. in Deutsch-Ostafrika nicht ausgerottet ist, sondern im Gegenteil in nächster Nähe der Städte und großen Dörfer sich angesiedelt hat.

Der Löwe gehört zu den echten Katzen, die unter allen Raubtieren das zwar an Zähnen ärmste, aber für ausschließliche Fleischnahrung am besten geeignete Gebiß mit gewaltigen Reißzähnen haben. Die Zunge ist mit rauhen, spitzen Höckern besetzt, Kopf, Hals und Brust haben beim männlichen Löwen eine bedeutend verlängerte Bemaarung, und gerade diese Mähne gibt dem Tiere das stattliche Aussehen. Sie ist bei den freilebenden Tieren infolge Abnutzung und regelmäßigen Haarwechsels meist bedeutend schwächer als bei den in Gefangenschaft gehaltenen. Starke Mähnen, auch Bauchmähnen, haben die Löwen der Hochgebirge (Abessinien, Atlas, Persien, Kapland). Im Gegensatz zu den meisten anderen Katzen, die allein ihre Beute beschleichen und überfallen, jagen die Löwen in der Regel gemeinsam in größeren oder kleineren Trupps. Sie beschleichen entweder das Wild, z. B. ein Rudel Antilopen, von allen Seiten oder treiben es sich gegenseitig zu. Beim Angriff scheint die Löwin die tätigere und raublustigere zu sein. Die frühere Ansicht, daß die Löwen sich in hohen Sprüngen ihrer Beute nähern, ist durch zahlreiche Beobachtungen und Bildaufnahmen als falsch erkannt worden; sie schleichen vielmehr nach echter Katzenart dicht an den Boden geschmiegt unter sorgfältiger Beobachtung von Deckung und Windrichtung so nahe als möglich an das Beuteltier heran, um es dann mit einem gewaltigen Sprunge zu überfallen; ein furchtbarer Biß der mächtigen Zähne tötet das Opfer fast augenblicklich durch Brechen des Genickes.

Tagsüber hält sich der Simba, wie der Löwe in Afrika heißt, meistens in seinem Schlupfwinkel verborgen, erst wenn die Sonne abends am Horizont verschwindet und nach kurzer Dämmerung die Nacht hereinbricht, ist er auf den Läufen und durchstreift mit seinen Genossen auf seinen Raubzügen weite Gebiete, alles Getier, in dessen Nähe er kommt, in Angst und Schrecken setzend.

Oft ist die Frage aufgeworfen worden, ob der Löwe ohne weiteres den Menschen angreift. Sie muß in dieser allgemeinen Fassung unbedingt verneint werden; wie fast jedes andere Tier, geht auch der Löwe dem Menschen bei einem Zusammentreffen aus dem Wege, ja er flieht meistens beim ersten Anblick seines gefährlichen Feindes. Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn ein Löwe auf der Jagd in die Enge getrieben oder verwundet wird; dann nimmt er in seiner Wut selbstverständlich jeden Menschen an, der ihm erreichbar ist, und dann ist er der gefährlichste Gegner, den man sich denken kann. Eine weitere Ausnahme machen auch die Löwen, die mit dem Menschen häufig in Berührung gekommen sind und seine Wehrlosigkeit erkannt haben. Diese Löwen, meistens sehr alte Exemplare, halten sich mit Vorliebe in der Nähe der Dörfer und Städte auf, um einzeln gehende Menschen zu überfallen. Sie bilden sich allmählich zu „Menschenfressern" aus und sind dann die Geißel und der Schrecken der ganzen Umgebung. Aber auch diese gefährlichen Bestien wissen sehr wohl einen Unterschied zu machen zwischen den ziemlich hilflosen Schwarzen und den mit todbringenden Waffen ausgerüsteten Weißen; nur die ersteren sind von ihnen ernstlich gefährdet. Auf der Jagd hingegen muß sich auch der weiße Jäger sehr vorsehen, und wenn er nur in Begleitung weniger Eingeborener zu Fuß dem gewaltigen Raubtier entgegentritt, dann hat er außer seiner Schießfertigkeit ein tüchtiges Stück Vorsicht, Mut und Kaltblütigkeit nötig, um seinen gefährlichen Gegner zu besiegen. Die Furcht vor dem Löwen ist den Eingeborenen seit jeher so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie beim Anblick oder auch nur beim Vernehmen des Gebrülls eines Löwen sofort Fersengeld geben, und es gibt nicht unter allen Stämmen der Neger tapfere Männer, die dem Simba mutig standzuhalten wagen.

In der Gefangenschaft zeigt der Löwe meistens einen ziemlich gutmütigen Charakter, er befreundet sich mit seinem Wärter, der ihn anfassen und mit ihm spielen kann, und dem er auch ziemlich gut gehorcht. In den zoologischen Gärten pflanzen sich die Löwen ohne weiteres fort, viele der Gärten machen mit der Aufzucht und dem Verkauf der jungen Wüstensöhne ein gutes Geschäft, und fast alle Löwen, die man in den Menagerien und Schaustellungen zu sehen bekommt, sind in zoologischen Gärten geboren, sie haben die Heimat ihrer Väter niemals erblickt.

Für unsere Frauen.

Krankheit und Sterblichkeit des Kindes.

Es gibt kein Gebiet sozialer Fürsorge, das dankbarer wäre für das ihm zugewandte tatkräftige Interesse, keines aber auch, auf dem bisher durch Unterlassung so entsetzlich gesündigt worden wäre, wie das der Fürsorge für die kleinen Kinder des Volkes. „Hier liegen die wichtigsten, erfolgreichsten, wertvollsten Aufgaben der Gesundheitspflege, liegen die heiligsten Pflichten der Gesellschaft und des Staats." So sagt Dr. G. Tugendreich in seiner Abhandlung über den „Einfluß der sozialen Lage auf Krankheit und Sterblichkeit des Kindes" in dem wiederholt von uns erwähnten großen Sammelwerke „Krankheit und soziale Lage". Die Abhandlung Tugendreichs ist eine Fundgrube authentischer Zahlen — und Tatsachenmaterials über die Wirkung der sozialen Verhältnisse auf den Nachwuchs des Volkes. Einige der wichtigsten Gesichtspunkte seien in folgendem kurz hervorgehoben.

Die natürliche, d. h. die unvermeidbare Sterblichkeit der Säuglinge beläuft sich nach ärztlicher Ansicht auf etwa 7 Proz.; vereinzelt wird eine Mindeststerblichkeit von 2 bis 3 Proz. als möglich angegeben. Allein an dem Maßstab von 7 Proz. gemessen, fallen in Deutschland jährlich mindestens 200 000 Säuglinge dem Tode unrechtmäßig zum Opfer. Wenn zu Anfang des 19. Jahrhunderts der Arzt Wappäus mit Recht die Kindersterblichkeit geradezu zum Gradmesser der materiellen und sittlichen Kultur eines Volkes machte, so ist das Massensterben unserer Säuglinge die vernichtendste Anklage für die herrschenden Zustände, die es in immer steigendem Maße verhindern, daß Hunderttausenden von kleinen Kindern die ihnen naturgemäße Nahrung der Mutterbrust zuteil wird.

Nach verschiedenen Richtungen ist der Einfluß der sozialen Lage auf die Säuglingssterblichkeit untersucht worden, immer mit demselben Endergebnis. Legte man die Einkommensverhältnisse, die Wohnungsgröße, den Kinderreichtum der Eltern, eheliche oder uneheliche Geburt den Untersuchungen zugrunde, immer zeigte sich ein erheblicher Aufstieg der Sterblichkeit bei Verschlechterung der sozialen Lage. Stets aber sind es die künstlich ernährten Säuglinge, die den Schädigungen aus der Umwelt zum Opfer fallen, während das Brustkind eine hohe Widerstandskraft sogar gegen die Wirkungen der Armut besitzt. Selbst der in den überfüllten Wohnhöhlen der Armen so gefürchtete Sommerhitze fallen nach einer Berliner Statistik nur ein halb mal so viel Brustkinder zum Opfer als in den übrigen Jahreszeiten, während der Anteil der Flaschenkinder auf das Fünffache emporschnellt. So ist die Sterblichkeit der Flaschenkinder maßgebend für die Höhe der Säuglingssterblichkeit überhaupt. Der große Komfort,